

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschloss, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



UNIVERSITETS
BIBLIOTEKET
LUND

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde • Heft 12 • Dezember 1942

Inhaltsverzeichnis

Waltraud Hunke	„Sie schufen das Schicksal“	409
Karl Schmeing	Das „Zweite Gesicht“ in der nordischen Saga	415
John Greese	Zwei Weihnachtsbriefe der Elselotte von der Pfalz	425
Hans Schless	44. Ausgrabung Urstätt im Wartburgau	431
Brauchstum im Zeitgeschehen	John Greese, Ein Lichterbaum bei Dr. Sven Hedén in der Wüste von Tibet 1906	437
	John Greese, Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl	439
Die Fundgrube	Hermann Harder: Der Eber	442
Hieb und Etich	„Klassische“ germanische Altertumskunde	443
Die Bücherwaage	Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Arbeiten vom Oberrhein Band I.	444

Der Umschlag wurde gestaltet unter Verwendung des Helttermotifs von Tell Hålas, aus dem Aufsatz „Hirsch und Hirschjagd bei den Arien“ erschienen in der Zeitschrift „Germanien“, Heft 9/1941.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 12.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagsamt Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preiskliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Waltraud Hunke / „Sie schufen das Schicksal“

„Hast du geglaubt, was gewisse Leute zu glauben pflegen, daß jene, die vom Volk Parzen genannt werden, Wirklichkeit sind oder das vollbringen können, was von ihnen geglaubt wird: daß sie nämlich, wenn ein Mensch geboren wird, ihn zu dem bestimmen können, was sie wollen, daß wann auch immer jener Mensch will, er sich in einen Wolf verwandeln kann, was die Torheit des Volkes verumvolst nennt, oder in irgendeine andere Gestalt?“ -

„Hast getan, was gewisse Weiber in bestimmten Zeiten des Jahres zu tun pflegen: Daß du in deinem Hause einen Tisch bereitestest mit deinen Speisen und Getränk und drei Messerchen, damit, wenn jene drei Schwestern kämen, die die Alten in ihrer Torheit Parzen nannten, sie sich dort laben könnten, und hast du der Gottheit ihre Macht und ihren Namen genommen und dem Teufel übertragen, so, sage ich, als ob du glaubtest, daß jene, die du die Schwestern nennst, dir jetzt oder in Zukunft helfen könnten?“ (1)

Diese Weichfragen des Burchard von Worms erscheinen noch in einem Penitential des 15. Jahrhunderts (2), und hier werden die Parzen mit einheimischem Namen als Perchten bezeichnet. Der Brauch des Perchtenzuges ist der Volkskunde ganz geläufig, weniger indessen die Rolle der Perchten als Schicksalsverkünderinnen, vergleichbar den Parzen. Der altgermanische Norden kennt die drei Nornen (3) in dieser Funktion, die den römischen Parzen und griechischen Moiren in vielen Einzelzügen sehr nahe verwandt sind. Sie weben das Weltenschicksal und bestimmen das Schicksal des Einzelnen.

In großartiger dichterischer Gestaltung schildert das jüngere Heliand das Auftreten der Nornen:

Ár var alda	Urzeit war es,
þat er arar gullo,	Nare schreien,
hugo heilog vötn	von Himmelsbergen
af Himinfíolom:	sank heiliges Naß:
þá hafði Helga,	da hatte Helgi,
inn hugomstóra,	den hochgemuten,
Borghildr borit	Borghild geboren
í Brálandi,	in Brálands Schloß.

Nótt varð í bæ,	Nacht wars im Hofe,
normir kvómo,	Nornen kamen,
þær er öðlingi	sie schufen das Schicksal
aldr um skópo:	dem Schatzspender:
þann báðo fylki	der Herrscher hehster
frægstan verða	solle er heißen,
ok bádunga	der ruhmreichste
betstan þikla.	Recke werden.

Snoro þær af afli	Sie schnürten mächtig
örlogþátto,	Schicksalsfäden

pá er borgir braut í Brálundi; þær um greiddo gullin símo ok und mána sal midian festo.	dem Burgenbrecher in Brálunds Schloß; goldnes Gespinnst spunten sie aus, festend es mitten im Mondesaal.
þær austr ok vestr enda fálo: þar átti lofdangr land á milli; brá nipt Nera á norðrvega einni festi, ey það hon halda. (4)	Sie borgen die Enden in Ost und West, des Fürsten Land lag dazwischen; nach Norden warf Nerts Tochter eins der Bänder, unzerreißbar. (5)

Ähnliches erzählt die Saga von Nornagestr, dessen Name schon auf die Vorgänge bei seiner Geburt hindeutet (6). Damals zogen im Lande Völven umher, die Seherinnen (spakonur) genannt wurden und den Menschen das Schicksal kündeten. Sie lud der Vater nach der Geburt seines Sohnes zu sich. Die drei Völven traten an die Wiege und bestimmten (nicht nur: prophezeiten (7)) durch ihren Spruch die Zukunft des Knaben.

Während im Helgillied, also in der literarischen Hochschicht, die Nornen als mythische Wesen erscheinen, schildert die Saga sie – trotz einiger Züge märchenhafter Umkleidung (8) – deutlich als menschliche Frauen, die zu Mahl und Beherbergung eingeladen und mit reichen Gaben belohnt wurden. Solchen im Lande umherziehenden weisen Frauen begegnen wir in der Sagawelt mehrfach, und schon Tacitus erzählt im Zusammenhang mit dem Bericht über Beleda: „Die Macht dieser Jungfrau aus dem Stamme der Brukerer reichte weithin, dank einem alten Brauch bei den Germanen, nach dem sie viele Frauen für Schicksalskinderinnen und, wenn sich der Aberglaube noch steigerte, gar für Göttingen hielten“ (9).

Bemerkenswerterweise nennt die Saga selbst die Völven, die sie dem gesamten Erzählungs- zusammenhang nach als menschliche Wesen betrachtet, einmal Nornen (10).

Ein eigentümliches Herübergreifen des Mythischen in das reale Leben scheint hier, wie auch in der Andeutung der göttlichen Verehrung dieser Frauen bei Tacitus, vorzuliegen. Es wird deutlicher faßbar, wenn wir aus der Sphäre der Literatur in das eigentliche Leben hinüberwechseln.

Es ist ein weitverbreiteter Brauch, daß die Nachbarinnen nach der Geburt eines Kindes mit einer Grütze kommen, von der die junge Mutter essen muß. Die Lappen haben diesen Brauch von den Nordgermanen übernommen. Bei ihnen heißt die Speise Sarakka-Grütze. Sarakka ist eine den Nornen verwandte, geburts helfende Göttin, die unter der Feuerstelle wohnt (11). Und noch bis in die späte Zeit ist im germanischen Brauchtum die Erinnerung an ein den Nornen geweihtes kultisches Mahl lebendig. Troels-Lund berichtet (12), daß vielfach in die Grütze drei Stäbchen gesteckt wurden, die ursprünglich eine Beziehung zu den Nornen gehabt haben müssen, denn das Glück des Kindes wurde in einem bestimmten Zusammenhang mit ihnen gesehen. Entsprechendes findet sich auch in lappischen Geburtsbräuchen (13). Eine deut-

liche Bestätigung bietet der für diese Speise gebräuchliche Name auf den Färöern: Norna-greypur (Nornengrütze) (14).

Dieser Brauch spricht freilich nur allgemein für den Glauben an die Anwesenheit der Nornen bei der Geburt. Es lassen sich jedoch eine Reihe von Zeugnissen dafür zusammenstellen, daß durch kultische Verwandlung der geburts helfenden Frauen die Nornen lebhaftig vor die Geburtstende traten.

Es ist schon oft auf das eigentümliche Ansehen und die Sonderstellung hingewiesen, die die Hebamme bis in unsere Zeit hinein genießt. Etwas Geheimnisvolles, fast Zaubenhaftes haften ihr an (15). Die Erklärung Weedes (a. a. O.), sie verdanke das „wohl dem unheimlichen (?) Kommen und Gehen und noch mehr dem Umstand, daß sie selbst gern abergläubischen Vorstellungen und Handlungen huldige“, ist dafür jedoch völlig unzureichend. In besonderem Maß stand gerade sie in der Gefahr, für eine Hexe gehalten zu werden (16).

Ist dies die Folge einer christlich-kirchlichen Umwertung, so haben sich auf der anderen Seite doch auch Zeugnisse für eine ehrende Einschätzung aus heidnischer Zeit erhalten. In Westfalen und auf Fünen wurde die Hebamme oft „Madammen“ genannt, ein Ehrenname, der sie in die Rangklasse des Pfarrers und der Klostervrouw stellt (17). In Deutschland ist die Bezeichnung „Weise Frau“ gebräuchlich; ihr entspricht in Frankreich „sage-femme“, in Holland die „vroed-vrouw“. Auch die Völkerkunde kennt für die Hebamme ausgesprochene Ehrennamen. In Cochinchina z. B. heißt sie „ba-mu“. „Ba“ ist der Ehrenname für Frauen (18). Bei den Drang-hätan ist sie von allen Arbeiten befreit, die von den Frauen der Ansiedlung zu leisten sind (19).

Daß für dies Amt noch etwas anderes als eine besondere geburts helferische Tätigkeit maßgebend war, geht daraus hervor, daß die Hebamme in dem kultischen Rahmen der Weibergilden gewählt wurde (20). Die hier notwendigen medizinischen Erfahrungen und Fähigkeiten konnten ja auch andere Frauen besitzen, auf Grund deren sie jederzeit in der Stunde der Geburt hätten gerufen werden können. Daß aber nur eine bestimmte Frau gewählt wurde, zudem bei eben dieser feierlichen Gelegenheit, zeigt, daß sie noch darüber hinaus eine besondere Eignung besitzen mußte. Eignung aber wofür?

Eine dänische Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts bestimmt: „Die Pfarrer sollen diese Hebammen, wenn sie dazu ausgewählt sind, unterweisen, wie sie sich den Müttern und den Neugeborenen gegenüber verhalten sollen“ (21). Der Pfarrer soll die Hebammen unterweisen? Die Notwendigkeit dieser Anordnung vom kirchlichen Standpunkt aus wird verständlich aus den priesterlichen Klagen, daß die Hebammen bei der Geburt Zaubermittel und Zaubersprüche anzuwenden pflegten. Sie werden deswegen sogar mit dem Scheiterhaufen bedroht (22).

Aber den Charakter dieser Zaubersprüche und magischen Maßnahmen erfahren wir wiederum aus Dänemark einiges sehr Aufschlußreiche (23). Nach der Geburt kam eine Frau, um das Kind zu „messen“ und zu „segnen“ (maale og signe). In Südfünen hieß sie geradezu „Signefone“. Das Messen geschah meistens mit einem roten Wollfaden, der dann dem Kind um den Hals gebunden wurde, damit er ihn Glück bringe. Das Segnen bestand in einem Aussprechen von Zaubersprüchen. Noch um 1880 wurde beides in der jütischen Heide ganz allgemein geübt. Geseftliche Bestimmungen haben immer wieder versucht, diesen Brauch auszurotten. Er sollte sogar mit der auffallend schweren Bestrafung der Landesverweisung ge-

ahndet werden (24). Trotz immer wiederholter scharfer Strafbestimmungen starb der Brauch jedoch nicht aus.

Ähnliche Bräuche sind auch in Deutschland lebendig gewesen. Die Gothaische Landesordnung von 1658 z. B. bestimmt: „— — — hingegen soll aller Aberglauben und Mißbrauch Gottes Namens (so wider das erste und andere Gebot läuft), als da ist Segensprechen, Charakteren oder Buchstaben, Zeichen, sonderliche Geberden und Kreuzmachen, Ablösung des Nabeleins mit gewissen Fragen und Antworten, Anhängen etlicher sonderbarer Dinge wider das abergläubische Berufen der Kinder, Besprüngen vor oder nach dem Bade, und dergleichen nicht alleine an ihnen selbst, sondern auch, wenn sie dergleichen unchristliches und tadelhaftes Beginnen an anderen Leuten vermerken, sollen dieselben ernstlich davon abmahnen, auch allenfalls dem Pfarrer oder Obrigkeit anzeigen“ (25).

Auffallend ist in der Ausführung aller dieser abergläubischen Maßnahmen das in Dänemark gebräuchliche „maale“ (messen), bei dem ein roter Faden verwandt wurde. Auch bei Krankheiten wurde ein solches Messen geübt (maale for sygdom) (26). Auch hier ist offenbar eine segensstiftende Handlung beabsichtigt. In dem Messen bei der Geburt scheint mir indessen noch mehr enthalten zu sein. Daß dabei ein Faden eine besondere Funktion hat, in dem das zukünftige Glück des Kindes enthalten ist, und andererseits die Nornen als Schicksalsbestimmende bei der Geburt anwesend geglaubt wurden, spricht m. E. dafür, daß jene Signetoner, ebenso wie die Wölven an der Wiege des Nornageß, einstmals die Nornen selbst „repräsentierten“ und jener Faden ein Symbol des Schicksalsfadens des Neugeborenen ist. Die af. Bezeichnung „mettena“ (die Zumessenden) für die Nornen, sowie af. ae. „metod“ für Schicksal dürften auf einer Vorstellung beruhen, die auch mit diesem Brauch in Zusammenhang steht.

Vielleicht bildet den Ausgangspunkt ein bei der Lösung des Nabels verwandter Faden oder die Nabelschnur selbst, die als Symbol des Lebensfadens auch das Glück des Kindes umschlossen. Die Handlung des Messens, über deren Inhalt wir leider nichts weiter erfahren, mag sich dann durch sekundären Einfluß von der Vorstellung des Schicksal-Zumessens ausgebildet haben. Während nach dem oben mitgeteilten Bericht in Dänemark nach der Geburt eine Frau erschien, die dem neugeborenen Kind Glück und Segen brachte, hatte sonst auch die Geburtshelferin selbst diese Rolle inne, wie auch aus der Gothaischen Landesordnung hervorgeht. So wurden auch die Nornen selbst als geburtshelfende Wesen verehrt.

„Hveriar ro þær nornir, er nauðgönglar ro ok kíðsa meðr frá mögom?“ (27)	„Wer sind die Nornen, die in der Not zur Hilfe eilen und die Mütter von ihren Söhnen erlösen?“
--	--

Bei den Lappen ist ein Brauch überliefert, den sie wahrscheinlich von den Nordgermanen entlehnt haben: Bei der Geburt wurde den nornenverwandten Göttinnen Opfer dargebracht (28). Vielleicht darf in diesen Zusammenhang der Heischepfennig („Eischepennet“) gestellt werden, den im Rheintal die Hebamme erhielt, wenn sie dem Vater das neugeborene Kind überreichte. In einigen Gegenden erhielt sie ein Geldgeschenk von den Verwandten und vor allem von den Paten bei der häuslichen Tauffeier (29). Gewiß ist diese Gabe nicht unter neuzeitlichen Gesichtspunkten (etwa gar als eine Art Trinkgeld) zu betrachten. Denn namentlich in der Bezeichnung „Eischepennet“ drückt sich ein auf sakraler Tradition beruhendes Recht aus, wie es auch z. B. die zur Faschnacht umziehenden Masken haben. Sie erscheinen als Represen-

tanzen mythischer Wesen, und die ihnen gespendeten Gaben erklären sich somit als ursprüngliche Opfergaben (30).

Auf einen tatsächlich vollzogenen „Verwandlungskult“ (31) deutet schließlich auch der in Bayern für die Behmutter aufgezeichnete Name „Bußenbrecht“. Sie Sage erzählt: „Ein verwünschtes Gespenst zu Augsburg ist die Behmutter, welche vor Zeiten die neugeborenen Kinder heimlich in des Teufels Namen getauft hat. Man sagt, es lasse sich in Gestalt eines Kalbes sehen, welches blöckend auf der Straße liege. Die Leute hüten sich, solches Bösen nachzumachen, weil man glaubte, sich dadurch die Behmutter ins Haus zu ziehen“ (32). Dies Gespenst war dem Volke unter dem Namen „Bußenbrecht“ bekannt (33).

Daß hier nicht die zufällige und zudem nur lokale Verbindung einer Gespensterfrage mit der Sage von einer verwünschten Behmutter vorliegt, darf wohl aus dem Namen des Ulmer „Bußenbrunnen“ gelesen werden, ein Brunnen, aus dem die Kinder kommen (34). Da hierfür die Grundbedeutung von Buß = „Bermummung“, „Larve“, „Gespenst“, keinen Sinn ergibt, ist die Erklärung eher darin zu suchen, daß damit ein Brunnen gemeint ist, aus dem Bußenbrecht die Kinder holt, entstanden aus „Bußen(brecht)brunnen“. Wahrscheinlich dürfen wir somit auch die als Schimpfnamen für alte Weiber in Schwaben gebräuchlichen Bezeichnungen „Bußenbail“, „Bußen-wibele“ und „Bußenberch“ in diesem Zusammenhang stellen, während „Bußenbrecht“ in Schwaben eine männliche Gestalt ist (35). Für die bayerische Behmutter wird wohl ursprünglich die weibliche Form „Bußenbrecht“ anzusetzen sein (36).

Diese Namen lassen auf eine kultische Bermummung der Geburtshelferin schließen, also auf einen echten Verwandlungskult.

Wenn wir „Bußenberch“ usw. somit als eine ursprüngliche Bezeichnung der Behmutter ansehen dürfen, so nimmt sich die Bermummungsfrage daneben wie eine sekundäre Erklärung im Sinne kirchlicher Verteufelung aus, wobei das Motiv von der Taufe in des Teufels Namen freilich insofern echt sein dürfte, als es auch in Dänemark in älterer Zeit indig war, daß die Hebamme die Kinder gleich nach der Geburt taufte. Vielleicht wurde auch das altisländische „ausa vatni“ (die Wasserweihe) von den geburtshelfenden Frauen vollzogen, wie lappische Parallelen vermuten lassen (37).

Die Behmutter der bayerischen Sage wird damit also wiederum der Bewahrung und Vollziehung heidnischer Riten „verdächtig“, zumal die Taufe ja im Namen des Teufels vollzogen sein soll. Auch die erste der oben angeführten Beichtfragen des Burchard von Worms brachte ja die „Parzen“ mit ausgesprochen heidnischen Kulte in Zusammenhang.

Daß die Behmutter als Gespenst gilt, mag außerdem darin begründet sein, daß alle „Bußen“-Gestalten der Volksüberlieferung dämonische Wesen sind, wie ja auch die Grundbedeutung von „Buß“ ausagt. Das Nebeneinander von Tod und Leben, das sich damit für diese kultisch-mythische Geburtshelferin ergibt, stimmt wiederum ganz zu dem Wesen der Nornen und den geburtshelfenden Göttinnen der Lappen, die in heidnischer Zeit von den Nordgermanen übernommen wurden (38).

J. D. Plafmann hat in seiner Abhandlung über das Kivik-Grab (39) die mittlere Szene auf Stein 8, wo neun Frauengestalten um einen hüftenartigen Gegenstand versammelt sind, als Darstellung von neun Nornen um eine Wiege gedeutet (39). Diese Deutung bildet für unsere Frage eine wertvolle Stütze, denn aus der Gesamtheit der skandinavischen Darstellungen auf den Steinen des Kivik-Grabes, die alle kultischen Handlungen wiedergeben, ergibt sich, daß es sich

auch hier um einen sakralen Akt handelt, wie das Leben jener Zeit ihn kannte, und nicht etwa nur um die Wiedergabe eines literarischen Motivs. Die neun Frauen sind in eine eigenartige Tracht gekleidet, die sich stark unterscheidet von der Kleidung der in der Szene über dieser abgebildeten Frauengestalt und aller jener auf den gleichzeitigen bronzezeitlichen Felszeichnungen. Plassmann erwägt einen Zusammenhang mit den Schwannenzugfrauen der altnordischen Überlieferung. Wie die Tracht auch zu deuten sein mag, wichtig ist, daß die Frauen hier in einer offenbar kultischen Verkleidung auftreten, die sie in die Sphäre des Übermenschlichen erhebt, entsprechend der bayerischen Wehmutter.

Der Name „Busenberch“ führt wieder zu der eingangs erwähnten Gleichsetzung von Parzen und Perchten zurück. Es ist damit nicht die Schar der wilden Perchten gemeint, sondern der Einzeldämon Frau Percht, die wir sonst vorwiegend als Spinnstubenfrau und Kinderschreck kennen (41). Sie, die ihr weitgehend verwandte Frau Holle, die gerade in dieser Beziehung gelegentlich beide ablösende Mutter Gottes und andere verwandte Gestalten weisen verschiedentlich in ihrem Auftreten in Sage und Kult auf eine besondere Rolle in dem Brauchtum um Mutter und Kind hin. Sie helfen bei der Geburt, sie belohnen oder bestrafen die guten und bösen Kinder, sie bringen auch gelegentlich die Kinder, und die Seelen der ungetauft gestorbenen kehren zu ihnen zurück und ziehen mit ihrem Willen Heer durch die Lüfte. Diese teils epischen, teils kultischen Motive der Volksüberlieferung einerseits, und andererseits die Vorstellung von den Nornen in der altnordischen Tradition lassen sich an dem aufgezeigten Punkt miteinander in Berührung bringen, wo sie wiederum beide mit dem lebendigen Leben in enger Wechselbeziehung stehen: In der heiligen Stunde der Geburt erscheinen Frauen als göttliche Helferinnen und verleihen dem Neugeborenen sein Schicksal und damit sein Leben.

(1) Burghard von Worms, Corrector; E. Friedberg, Aus deutschen Busbüchern, Halle 1868, S. 94, Abschnitt 27 u. 29. — (2) Cod. lat. Mon. 14, 138 f. 203 b; zit. nach B. Wachsinnus, Percht, Helde u. verw. Gestalten, Kall. Abh. d. Wiss. zu Wien, Phil.-hist. Kl. 174, Wien 1915, S. 64; f. auch Schmeller, Bayer. Wb. I, 270. — (3) Die Zahl der Nornen ist nicht bestimmt. Wenn auch die Dreizahl vorherrscht, so besteht doch daneben auch die Vorstellung von einer einzigen Norne (Urdet); andererseits spielt auch die Neunzahl eine große Rolle, und schließlich kann es auch eine unbestimmte Vielzahl sein. S. Jan de Vries, altgerm. Religionsgeschichte, II, S. 383. — (4) Hsu I, 1–4, zit. n. Nedel, Edda, Heidelb. 1914, S. 126. — (5) Abert, v. J. Benzner, Thule I, S. 154. Vgl. Wols. c. 8. — (6) Hattr af Nornagefir, c. 10, Fäst. I, 291. — (7) Vgl. Sijmons-Oering, Edda-Kommentar II, S. 70. — (8) Vgl. Wolke-Pollack, Ann. s. d. Kinder u. Hausmärchen I, S. 434, Amazon, Hölfigur II, S. 424, K. Maurer, Zsl. Sagen, S. 284. — (9) Tacitus, Hist. IV, c. 61. — (10) Hin yngst norninn þottizst oflitils metin lita hinum ij . . . — (11) Ant. Tidstr. 1849–50, S. 308a, h. J. Jellberg, Skabnetto, Aarbog f. dansk Kultur 1897, S. 37, J. S. Møller, Moder og Barn i dansk Folketroverføring, Danmarks Folkeminder 48, Kbh 1940, S. 530. — (12) Dagligt Liv i Norden i det 16. Aarhundrede, VIII, Kbh 1909, S. 56. — (13) Dietrich-Heide, Nordens Gudeverden, S. 139. — (14) Reichborn-Kjennerud, Vår gamle folkelivsmæssige I, Oslo 1928, S. 53 f. In Setesdal heist die Gräße „nornegraut“, in Setemarken „nauagraut“. — (15) A. Brede, Rhein. Volkskunde, Epz. 1922, S. 134. — (16) Brede, a. a. D., vgl. Reichborn-Kjennerud, a. a. D., S. 54. — (17) h. J. Jellberg, Bidr. til en Ordbook over Jyske Minnesmaal, II, 47; Møller, a. a. D., S. 125. — (18) h. Ploß-Bachels, Das Weib i. d. Natur u. Völkerkunde II, Epz. 1908, S. 161. — (19) Ploß-Bachels, a. a. D., S. 162. — (20) N. Wolfram, Weiberbünde, Jf. f. Vt. N. f. IV, 42, Jg., 1933, S. 140 ff. — (21) Møller, a. a. D., S. 99. — (22) Møller, a. a. D., S. 100. — (23) Møller, a. a. D., S. 183 f. — (24) Danste von 6–12. — (25) Zit. nach J. Boesch, Kinderleben, Monogr. f. Kulturgech. V, Epz. 1900, S. 18. — (26) Galt-Torp, Norm.-dän. etym. Wb. I, 1911, S. 685. — (27) Fästmål 12, 4, zit. n. Nedel, a. a. D., S. 178. — (28) Nordens Gudeverden, S. 136 f. — (29) Brede, a. a. D., S. 146 u. 152. — (30) R. Meull, Schw. Arch. f. St. 1928/29, S. 28 ff.; D. Höfler, Kult. Geheimnisse d. Germanen, 1934, S. 120 ff. — (31) Höfler, a. a. D., bel. S. 11 ff. — (32) A. Schöppner, Sagenbuch d. Bayer. Lande, München 1853, III, 1228. — (33) Schöppner, a. a. D., S. 368. — (34) Jäger, Schwäb. Wb. I, 1573/4. — (35) Jäger, a. a. D. — (36) Über den Geschlechtswechsel soll in anderem Zusammenhang gehandelt werden. — (37) Nordens Gudeverden, S. 137. — (38) Nordens Gudeverden, S. 143 ff. — (39) Germania 1933, S. 29 ff. — (40) Über die Neunzahl der Nornen f. Jan de Vries, a. a. D. — (41) Wachsinnus, a. a. D.

Karl Schmeling / Das „Zweite Gesicht“ in der nordischen Saga

Das Zweite Gesicht in dem engeren Sinne eines Vorschauens oder Vorchrens der Zukunft ist im In- und Auslande viel unrätselt und umstritten worden. Der eine lacht darüber, der andere versichert mit großem Ernste die Tatsächlichkeit dieser seltsamen Vorgänge. Wer hat recht?

In meiner Forschung, die der Lösung des Rätsels dient, bin ich von der Vermutung ausgegangen, daß die Vorschauerlebnisse ihren Quellpunkt in der sog. eibetischen Anlage haben könnten, die erst in den letzten Jahrzehnten eingehender erforscht ist und in erster Linie bei Kindern vorkommt, aber auch bei Erwachsenen sehr ausgeprägte Formen annehmen kann. Es handelt sich dabei um eine Art „gesunder Halluzinationen“, die in hochgradigen Fällen volle Wirklichkeitsreue erreichen. Dichter wie Goethe, Storm und Stehr waren Eibetiker, ebenso ist es in hohem Grade Gustav Freyssen. Er sah die Gestalten seiner Romane vielfach so deutlich bei sich im Arbeitszimmer, daß er einen Bogen um die Stelle machte, wo sie standen. Er hörte sie sprechen, lachen und weinen und konnte „wie ein stummer Protokollführer“ aufschreiben, was sie sagten. Aber Freyssen ist, wie er mir sagte, kein Vorschauer, seine visionären Erlebnisse bleiben ohne Deutung im Sinne des „Zweiten Gesichts“.

Im Laufe der letzten zehn Jahre habe ich nun etwa 100 niederdeutsche und insbesondere nieder-sächsische Menschen kennen gelernt, die Erlebnisse visionärer oder auditionärer Art hatten, und ihre eibetische Anlage hat sich in sehr zahlreichen Versuchen immer von neuem bestätigt. Im allmählichen Fortschreiten dieser aufschlußreichen Untersuchungen haben sich nicht nur Vorschauer, sondern auch Spuk- und Geisterseher sowie Leute mit okkult-spiritistischen und religiös-visionären Erscheinungen als Eibetiker erwiesen. Die Eibetik ist damit zu einer Art von Generalnennen geworden, auf dem zahlreiche, sehr verschieden gedeutete und viel umstrittene Erlebnisse eine neue, einfache und vollkommen natürliche Erklärung finden. Damit ist eine Revision der Visionen eingeleitet, die manche Räume der menschlichen Seele, der Einzelseele und der Volksseele, dem Lichte erschließt und Klarheit schafft, wo bisher Dunkel und Halbdunkel war. (1)

Das Zweite Gesicht im engeren Sinne der Vorschau, im weiteren Sinne des allgemeinen Geistersehens und im weitestem Sinne des Visionären überhaupt ist damit zu einem ungemein vielseitigen Problem geworden mit Hunderten von Sonderfragen, die teilweise noch der Antwort harren. Viele neue Erkenntnisse ergaben sich durch die Anwendung des Entwicklungs-gedankens auf das Gebiet von Eibetik und Vision. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß eibetisch-visionäre Erscheinungen in den bildhaft vorstellenden Frühformen der Menschheit häufiger und deutlicher waren als in der abstrakter denkenden Gegenwart. Es liegt sogar eine gewisse Tragik darin, daß die Menschheit gerade im ersten Frühling ihres geistigen Werdens durch eibetisches Erleben getäuscht und zu irrigen und verwirrenden Schlussfolgerungen gedrängt wurde, die manche Züge im Weltbild der Menschheit mitgestaltet haben und bis auf den heutigen Tag nachwirken. Insbesondere ist es die Erscheinung des „Wiedergängers“, des „lebenden Toten“, die eibetisch reiflos als subjektives Erlebnis erklärlich ist, aber zu sehr weitgehenden objektiven Deutungen im Sinne des Geisterglaubens geführt hat.



Abbildung 1. Isländs Südküste mit dem Gletschermassiv des Vatna Jökull. Aufnahme H. J. J. J.

Wo stehen die alten Germanen innerhalb dieser Entwicklung? Wir können diese Frage deshalb mit verhältnismäßig großer Klarheit beantworten, weil uns die nordischen Sagas ein wundervolles Spiegelbild altgermanischen Lebens erhalten haben. Wir gewinnen dadurch zugleich die Möglichkeit, das „Zweite Gesicht“ der isländischen Sagazeit über 1000 Jahre hinweg mit dem Volksglauben und dem entsprechenden visionären Geschehen der Gegenwart zu vergleichen. Es ist erstaunlich, wie getreu sich das Gesamtmotiv und manche Einzelzüge erhalten haben, insbesondere auch das Motiv der Vorschau der Zukunft, das heute noch in Niederdeutschland und in allen nordischen Ländern rings um Nord- und Ostsee heimatisiert ist.

Der „Wiedergänger“, die Erscheinung des Toten nach dem Tode, muß in der Sagazeit die Gemüter stark bewegt haben. Als Beispiel für viele wählen wir hier den Bericht über „Hrapp den Totschläger“ aus der „Geschichte von den Leuten aus dem Bachswassertal“ (Schule Bd. 6). Hrapp stammte aus Schottland und war ein gewalttätiger Mann, der „den meisten Leuten nicht nach dem Sinne war“. Er stirbt und wird, seinem Willen entsprechend, unter der Tür des Küchenhauses aufrecht stehend begraben, denn er will auch nach seinem Tode den Haushalt überwachen können. „Und wenn es gefährlich war, mit ihm anzubinden, solange er lebte, so wurde es noch viel schlimmer, als er tot war. Denn er ging nun oft um. Man erzählte, daß er die meisten Leute seines Haushaltes bei seiner Wiedergängerei getötet habe. Große Beschwerde machte er den meisten, die in der Nähe wohnten. Der Hof von Hrappstadir verödete“. Hösluldr, ein Befolgsmann des Königs Hakon, der sowohl in Norwegen wie in Island dahelmin

und sehr angesehen war, läßt den Leichnam Hrapps ausgraben und „ihn an einen Ort bringen, wo weder Vieh in der Nähe zur Weide ging noch Menschen ihres Weges zogen. Damit hörte Hrapps Umgehen so ziemlich auf.“ Sein Sohn Sumarliði übernimmt den Hof, verfällt aber in Wahnsinn und stirbt. Seine Mutter, Hrapps Witwe, weigert sich, das Erbe zu übernehmen, das nun dem Thorstein Eurt zufällt. Dessen Schiff fährt bei Ebbe auf eine Klippe auf, und man sieht einen riesigen Seehund mit Menschenaugen das Schiff umkreisen. Es ist Hrapp, der Wiedergänger, in neuer Gestalt. Als die Flut kommt, kentert das Schiff, und Thorstein Eurt ertrinkt mit seiner Familie.

Dlaf, der Sohn Hösluldrs und der irischen Königs-Tochter Mellorka, übernimmt schließlich den wüstliegenden Hof Hrapps und ändert den Hofnamen. Aber Hrapp erscheint im Viehstall, der Knecht wagt nicht mehr hineinzugehen, denn „Hrapp steht in der Stalltür und wollte nach mir langen, und ich habe die Ringerel mit ihm satt“. Das Gespenst zerbricht Dlafs Speer, Dlaf will sich auf Hrapp stürzen, aber „Hrapp versank dort, wo er stand“. – „Am nächsten Morgen ritt Dlaf aus dem Hofe nach der Stelle, wo Hrapp unter einem Steinhäufen beigesetzt war und ließ dort nachgraben. Hrapp war da noch unverwest. Dort fand Dlaf auch seine Speerspitze. Daraus ließ er einen Scheiterhaufen errichten. Hrapp wurde verbrannt und seine Asche ins Meer hinausgeschafft. Von da ab kam es nicht mehr vor, daß jemandem durch Wiedergängerei von Hrapp ein Leid geschah“.

Man wird sicherlich geneigt sein, das zunächst einmal für eine wohlgelungene Gruselgeschichte zu halten, die mehr Dichtung als Wahrheit enthält. Aber von der eideckelten Forschung aus gesehen ist sie mehr und sogar vielfach interessant. Von vornherein ist vollkommen klar, daß das Gespenst Hrapp keinerlei objektive Wirklichkeit darstellt, die Erscheinungen sind rein subjektiver Art, aber als solche sind sie durchaus möglich. Für einen eingehenden Nachweis entsprechender eideckelter Vorgänge muß ich hier auf meine unten genannten Veröffentlichungen verweisen. Der Glaube der Sagamenichen an die Möglichkeit des Wiedergehens tritt deutlich hervor; Hrapp selbst rechnet mit seinem Wiedergehen innerhalb des eigenen Hauses, in dem er sich begraben läßt. Damit ist zugleich, abgesehen von seiner Bosartigkeit, schon der psychologische Auftakt für sein Wiedergehen angelegt, denn das Gefühlslieben, also Angst, Sorge, Haß und Liebe, bestimmte Erwartung u. a. fördern das Auftreten eideckelter Erlebnisse oft in entscheidender Weise. Ebenso förderlich sind Dämmerung und Dunkelheit, vor allem in Verbindung mit Nebel; ein dunkelgrauer Versuchsschirm, dessen Farbe genau der einer Nebelwand bei fortgeschrittener Dämmerung entspricht, ist optimal für die Erzeugung eideckelter Erscheinungen. Hinzu kommen in Island die Eigenart der harten, schweren und großen Landschaft (Abb. 1) und das rauhe Klima, das in langen Wintermonaten mancherlei Anregung für vermeintlichen Spuk und entsprechende Spukwirkungen bietet. Mehrfach wird in den Sagas berichtet, daß der Spuk im Sommer nachließ, aber im Winter wieder zu unheimlichen Formen gesteigert wurde. So ist es wohl zu erklären, daß Höfe und Täler deswegen verödeten.

Hrapp wird ausgegraben, an einer einsamen Stelle neu begraben und mit einem Steinhäufen zugedeckt. Vorläufig blüht das, aber er verfolgt weiter jeden, der sich auf seinem früheren Hof aufhält. Auch die Änderung des Hofnamens, die seinen Namen beseitigt und ihm Narinachen soll, daß der Hof nicht mehr sein Eigentum ist, fruchtet nicht. Die Erscheinung des Gespenstes im Viehstall hat auch in der Gegenwart noch Parallelen. Ein mir bekannter Bauer

hat z. B. seinen Nachbarn in Verdacht, daß er sein Vieh bezieht. Der Verdacht wird für ihn dadurch bestätigt, daß er den Nachbarn manchmal in dunklen Ecken des Stalles stehen sieht; ein eidetisch reflexlos erklärlicher Vorgang, der nur den Verdacht abbildet, aber in Wirklichkeit natürlich nichts beweist. Wenn die eidetische Erscheinung verschwindet – es kommt vor, daß solche Gestalten sich allmählich auflösen – so kann das durchaus wie „ein Versinken auf der Stelle“ wirken. Es gibt dafür viele Belege. Sogar zu dem Ringkampf mit dem Gipsenst gibt es Parallelen aus dem heutigen Niederdeutschland und aus Schottland. Eidetische Erlebnisse können nämlich nicht nur im Bereiche des Sehens, sondern auch bei allen anderen Sinneswahrnehmungen auftreten und in extremen Fällen unter dem Einfluß sehr starker Affekte zu phantastischen Wirklichkeitstäuschungen führen, die dann in der Erzählung noch weiter ausgestaltet werden. Der Seehund, in dem man Hrapp erkannte, kann natürlich echt gewesen sein. Aber es gibt auch im Bereich der Meeresfische eigenartige eidetische Erlebnisse. Eine Norwegerin z. B., hochgradige Eidetikerin, hatte beim Schwimmen in der Abenddämmerung schon mehrfach Kobolde und andere Spukgestalten zwischen den Schären beobachtet. Ein anderes Mal, als sie wieder an der Küste schwamm, sah sie einen Zahnwal, der u. U. auch dem Menschen gefährlich werden kann. Sie hielt ihn ebenfalls für eine eidetische Erscheinung, aber heute in einem Boot machten sie durch Rufen aufmerksam; der Zahnwal war Wirklichkeit!

Sehr bezeichnend ist das dreimalige Begräbnis Hrapps. Da das Gipsenst – psychologisch sehr wohl erklärlich – am ersten in der Nähe seines Grabes erscheint, so wird das Grab in eine einsame Gegend verlegt und durch einen Steinhäufen beschwert. Als auch das nicht entscheidend hilft, wird schließlich der Leichnam verbrannt und die Asche ins Meer gestreut. Das alles spricht für eine durchaus körperliche Auffassung des Wiedergängers, denn nun erst, nachdem der Körper reflexlos aufgelöst ist, hört der Tote auf zu spuken, und die von ihm Belästigten haben Ruhe, weil sie subjektiv überzeugt sind, daß ein Wiedergehen nun außerhalb jeder Möglichkeit steht. Das dreimalige Begräbnis Hrapps ist typisch für die Mittel, die zur Verhinderung des Wiedergehens angewandt werden, und an einem Einzelfalle werden uns Beweggründe und Maßnahmen vorgestellt, die auch in der langen vorgeschichtlichen Entwicklung die Formen des Totenglaubens und den Wechsel der Bestattungsform kennzeichnen. – Ein neues Motiv bringt die „Saga vom starken Grettir, dem Gedächtnis“ (Thule Bd. 5). Grettir überwindet in einem gewaltigen Ringkampfe den Wiedergänger Glam, aber der sterbende Glam weist ihm die Zukunft: „Du hast bis jetzt Ruhm durch deine Taten errungen, aber von nun an werden dir Verbannung und Mordtaten als Los zufallen, und die allermehrsten deiner Taten werden sich dir zu Unglück und Mißgeschick verwandeln. Du wirst vogelfrei erklärt werden, und es ist dir bestimmt, beständig einsam in der Fremde zu wohnen.“ Der Fluch erfüllt sich.

Zu der eidetischen tritt also hier die prophetische Komponente; die Sterbenden und Toten sagen die Zukunft voraus. Wir haben nicht nur aus den Sagas, sondern auch aus anderen nord- und südgermanischen Quellen mancherlei Belege für eine Beschwörung der Toten, um von ihnen die Zukunft zu erfahren. Vermutlich ist dieser Glaube durch die Beobachtung veranlaßt worden, daß Sterbende oft Visionen haben und entsprechende Äußerungen machen, die den Umstehenden geheimnisvoll erscheinen. Vielleicht schloß man auch aus dem Kommen und Gehen der eidetischen Erscheinung des Verstorbenen, daß er zeitweise anderswo – in

einem „Jenseits“ – war und also mehr konnte und mehr wußte als andere, ähnlich wie jemand, der aus fernem Lande kommt und nun der natürliche Mittelpunkt eines Kreises von Fragenden wird. Es ist eidetisch durchaus möglich, daß die Erscheinung, also der „Geist“ eines Verstorbenen nicht nur gesehen, sondern auch gehört wird, so daß man Gespräche mit ihm führen und ihn um Rat fragen kann, auch um Rat für die Zukunft. Wir kennen aus dem Leben der Naturvölker ebenso wie aus gegenwärtigen spiritistischen Veranstaltungen viele Ereignisse dieser Art, die objektiv scheinen und doch subjektiver Art sind. Soweit dabei die eidetischen Fähigkeiten des Einzelnen versagen, tritt der Geisterbeschwörer, der Schamane, ein, der Berufselbesitzer der Ur- und Naturvölker, der die Geister „zitiert“ kann.

In der „Geschichte von Erich dem Roten“ (Thule Bd. 13) erscheint als Seherin und Wahrsagerin die Grönländerin Thorbjörg, die erst dann das Ende einer Hungernot und anderes voraussagen kann, nachdem die Geister – in diesem Falle sind es die für die Ernte zuständigen Naturgeister – zitiert worden sind. Ihr Geistersehen gehört also auch zum Bereich des Zweiten Gesichts in der Saga, obwohl sie als berufsmäßige Seherin willkürlich und gegen Entgelt Gesichte veranstaltet.

Sie steht damit in deutlichem Gegensatz zu den eigentlichen Vorschauern, denen jede berufsmäßige Ausübung, jedes Training und jedes Geschäftemachen unendlich fernliegen, in der Welt der Sagas ebenso wie in der Gegenwart.

In den Wiedergängerberichten der Sagas wird das Motiv des Todes oft in dramatischer Form sichtbar. Infolgedessen war es psychologisch naheliegend, daß das eindrucksvolle Motiv sich in der eidetisch-seherischen Form weiter auswirkte. Der Tote wurde nicht nur nach dem Tode – als „Wiedergänger“ – gesehen, sondern man erhielt auch erste Kunde von einem gleichzeitigen, aber räumlich entfernten Todesfalle durch ein „Serngesicht“, und man sah einen kommenden Tod voraus durch ein „Vorgesicht“. Alle diese Formen treten in den Sagas hervor.

In der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachsflusstal“ (Thule 6) erhält Gudrun, Thorsteins Frau, die erste Nachricht vom Untergange ihres Mannes durch ein „Serngesicht“, nämlich durch die Wiedergänger-Erscheinung der Ertrunkenen. „Sie sah, wie das Meerwasser aus ihren Kleidern tropfte“. Die gleiche Erscheinung ist noch heute lebendig in dem „Sanger“, Glauken an der Nordseeküste, nach dem ein auf See Ertrinkender seinen Angehörigen in trübender Kleidung erscheinen kann.

Eine eigentliche Vorschau des Todes erscheint in der „Geschichte von Erich dem Roten“ (Thule 13). Sigríð, die Frau von Thorstein Bauer, selbst an einer Seuche erkrankt, sieht eine Schar von Toten, die vor der Haustüre stehen: „All das tote Volk steht da vor der Tür“, sagt sie zu Gudríd. „Dort in ihrer Schar erkenne ich auch deinen Vatten (Thorstein Erichssohn) und mich selbst“. Sie sieht also ihren eigenen wie auch den Tod eines anderen voraus, in einer Form, die mit den Erlebnissen des Zweiten Gesichts in der Gegenwart manches Gemeinsame hat. Auch heute noch beobachten Vorschauer einen visionären Zeichenzug, erkennen die einzelnen Mitgänger und stellen daran fest, wer zur Zeit der zukünftigen Verwirklichung des Vorgesichts gestorben oder noch am Leben sein wird. Sigríðs Vorschau ist psychologisch aus der herrschenden Seuche durchaus erklärlich, die Erfüllung des Gesichts war von vornherein sehr wahrscheinlich.

Eine besonders plastische Anschauung von der Rolle des Zweiten Gesichts im alltäglichen



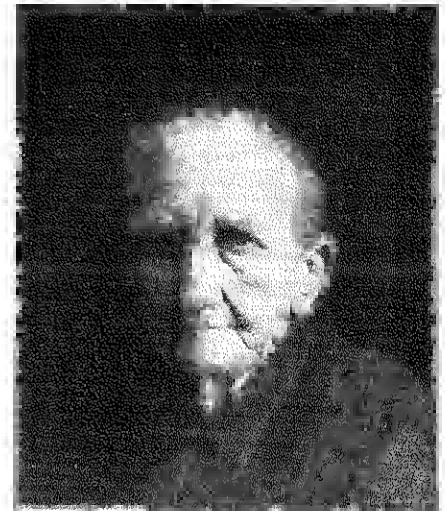
Abbildung 2. Aufnahme Verfaßer (3)

seelischen und praktischen Leben der altgermanischen Menschen gewinnen wir aus der Njala, der „Geschichte vom weisen Njal“ (Thule Bd. 4).

Njal ist ein isländischer Bauer, Privatmann ohne offizielles Amt, ein überlegen lebenskundiger, kluger, einsichtiger Mensch, rechtskundiger Berater und treuer, hilfsbereiter Freund, eine ungemein sympathische Persönlichkeit innerhalb des wehrhaften Bauerntums seines Landes und seiner Zeit. Sein Schicksal ist tragisch, auch er selbst wird in die Kette von Kämpfen und Totschlägen eingereiht, die er vergebens zu einem Ende zu bringen sucht. Im Brande seines Hauses geht er mit unter. Njal sagt vielfach nur aus einfacher lebenskundiger Einsicht die Zukunft voraus, und seine schlimmen Ahnungen bewähren sich in der Folge. „Du wirst nicht lange warten müssen“, sagt er u. a. zu seinem Sohne Skarphedin, „bis es – die Reihe des Totschlags – an dich kommt“. Aber an anderen Stellen wird seine visionäre Gabe offenbar: „Njal – konnte nicht schlafen und ging bald hinaus, bald hinein. Thorhild fragte Njal, warum er nicht schlafen könne. „Ich habe so viel Erscheinungen“, sagte er: „ich sehe die Folgegeister von vielen Feinden Gunnars“ (seines Freundes). Die Folgegeister, eine Art Schutzgeister des nordischen Menschen, die in einigen Fällen fast zum Doppelgänger der von ihnen geleiteten Person werden, sind also als eibetische Erscheinungen sichtbar gewesen.

Schließlich nähert sich die Kette der Blutrache dem vernichtenden Ende: Njal sagte: „Wunderlich siehst mir aus; mir ist als sähe ich über die ganze Stube hin und als seien die Giebelwände beide weg und alles sei blutig, der Tisch und das Essen.“ Auch seine Gattin Bergthora sagt das nahe Ende seherisch voraus. Ebenso aber auch Skarphedin, unabhängig von irgend einer Vision, rein auf Grund sachkundiger Überlegung: „– die hier werden uns jogleich mit

Abbildung 3



Feuer angreifen, wenn sie's auf andere Art nicht können; denn sie werden alles daran setzen, daß sie mit uns fertig werden; sie werden sich sagen, was ja auch nicht unwahrscheinlich ist, daß es ihr Tod ist, wenn wir entkommen.“

Offenbar haben die Sagaleute jede Art der Zukunftslicht, visionär oder nichtvisionär, hochgeschätzt. „Eine besondere Rolle“, sagt Kummer („Wibgarbs Untergang“), „spielt in der Sagawelt die Gabe, in die Zukunft zu sehen – „forþar“, zukunftskundig zu sein. – Wache Sinne zum Begreifen der Welt gehörten zum heldnischen Ideal. Die Besten, die dem Leben am ehesten, dem Göttlichen am engsten Verbundenen hatten den sechsten Sinn, mit dem sie einen Blick hinter die äußerlich wahrnehmbare Welt, in das Hinterland des Lebens, in seine Geheimnisse zu tun vermochten. Das Ideal der Welchheit spielt im nordischen Heidentum eine beherrschende Rolle, eine Weisheit, die eben meist in einem Wissen von Zukünftigen, einem Erkennen verborgener Dinge besteht. – Nur von hier aus wird die hohe Achtung verständlich, die in der Sagawelt jenen Menschen zuteil wird, die die Gabe haben, die Zukunft zu entschleiern und dadurch die unfehlbar sicheren Entscheidungen zu treffen. Sie sind nicht gefürchtet oder verhaßt wie zumelst die Zauberer, sondern hochverehrt.“

Zu meiner eigenen Überraschung habe ich auch heute noch gerade in hochgradigen Fällen Vorschauer gefunden, die sehr kluge, besinnliche und lebensstüchtige Menschen sind, durchaus über dem Durchschnitt stehen und teilweise auch eine allgemein anerkannte führende Rolle spielen. Die eibetisch-visionäre Gabe ist bei ihnen ein Ausdrucksmittel überlegener geistiger Begabung, und sie sind, jeder zu seinem Teil, wohl mit der Idealgestalt des weisen Njal vergleichbar.

Auch andere Personen sehen in der Njala zukünftige Ereignisse voraus, z. B. der Freigelassene- Sohn Thord, der seinen eigenen Tod vorschaut in der Gestalt seines Folgegeistes, ferner Hildiglum, der den „Geisterritt“ sieht, als Ankündigung des kommenden Brandes, dann die alte Gáunn, die im Voraus weiß, daß ein trockener Grasshausen beim Brande eine Rolle spielen wird. Tod, Brand und Kampf sind also auch in der Saga bereits führende Vorschau motive, ebenso wie heute.

Alle Vorschauvisionen aber, die in der Njala auftreten, sind von vornherein in mehr oder weniger hohem Grade wahrscheinlich, denn eine zwangsläufige Kette von Kampf und Totschlag läuft parallel mit einer Reihe von Vorverkündungen, die den Schatten des Unheils vorauswerfen und dadurch den tragischen Ereignissen Tiefenperspektive geben. Auch der Brand des Hauses ist ein in den Sagas häufiges, unter dem Stichwort „Brenna“ typisches Motiv, das auch in der Edda und im Nibelungenlied den Ausgang der tragischen Ereignisse in Asche erfüllt. Es war die ultima ratio zur Vernichtung des Feindes, seines Geschlechtes und seiner Habe, gehörte Infolgedessen als letztes Glied in die Kette der Blutrache und konnte daher auch in der Vision mit großer Wahrscheinlichkeit vorgesehen werden.

Die Blutrache mit ihrer unerbittlichen Zwangsläufigkeit bildet eine Art von irdischem Nieder-schlag des Schicksalsglaubens, der in den Sagas über Menschen und Göttern lastet. Vielfach kehren Äußerungen wieder, nach denen das vorbestimmte Unheil nicht abgewandt werden kann. Als Njal dem Thord nach dem Vorgesicht seines Todes rät, auf der Hirt zu sein, antwortet dieser „Das wird mir nichts helfen, wenn mir dieses vorbestimmt ist“. Ebenso wird heute noch in vielen Vorschauberichten die Unerbittlichkeit des vorgeschauten Schicksals bis in alle Einzelheiten hinein immer wieder hervorgehoben, ein Glaube, der die Nachprüfung an der Wirklichkeit allerdings nicht besteht. Es gibt viele als Vorschau aufgefaßte Visionen, die keine zutreffende Erfüllung finden. Logisch und psychologisch aber ist der Schicksalsglaube eine gewisse Voraussetzung der Vorschau. Denn wie sollte etwas vorgesehen werden können, wenn es nicht irgendwie schicksalhaft vorbestimmt wäre. Niemals hat aber der Schicksalsglaube die Zutrast des Germanen erdrückt, er brauchte wohl diese Last auf seinen starken Schultern, um an ihr seine Kraft zu spüren.

Die Sagas geben uns einen neuen und nachhaltigen Eindruck von der eigenartigen Prägung, die das Zweite Gesicht besonders in der Form der Vorschau im alten Germanen erhalten hat, als Ausdruck nordisch-seelischer Eigenart. Sie zeigen sein häufiges Auftreten und seine Verflochtenheit mit dem Tun und Denken des nordgermanischen Volkes. Die visionären Erscheinungen sind ein selbstverständlicher Einschlag, sie sind keine vom Leben abgetrennte sensationell-mystische Sondererscheinung, wie sie etwa heute dem modernen Stadtmenschen erscheinen, der den Volksglauben nicht kennt. Vision, Traum, Ahnung, aber auch die einfache normale Einsicht eines klugen, lebenserfahrenen Menschen werden in ungefähr gleicherwertung beachtet und bewahren sich auch in gleicher Weise. Denn auch die Vision führt laufende Entwicklungen vorausgreifend weiter und bleibt so innerhalb natürlicher Möglichkeiten. Deshalb sind die Visionen in den Sagas auch frei von jedem pathologischen Verdacht und, soweit sie im laufenden privaten Leben auftreten, auch ohne religiös-kultischen Einschlag, genau so wie heute bei den typischen niederdeutschen Sehern.

Aus dem Kreise der mir bekannten niederdeutschen Vorschauer kann ich drei Personen auch im Bilde vorführen, die mit entsprechenden Gestalten der Njal-Saga manche Ähnlichkeit haben. Abb. 2 zeigt einen Bauern aus dem nieder-sächsisch-westfälischen Grenzgebiet, der als ein ruhiger, kluger, überlegener Mensch in hohem Ansehen stand, als Berater in allen Lebenslagen hochgeschätzt und Mitglied des Kreistages war. Er ist also sowohl in seinem Sehtum wie in seiner persönlichen Art und seiner Lebensstellung durchaus der sympathischen Gestalt des weisen Njal vergleichbar. Er war körperlich und geistig gesund, nie krank, und ist mit 95 Jahren einem tragischen Unglücksfall zum Opfer gefallen. Bild 3 zeigt eine Bauernfrau, die

Abbildung 4



Zodesfälle voraus sah wie Bergthora, Njals Frau; Bild 4 einen nieder-sächsischen Landarbeiter, der sein Leben lang auf Bauernhöfen tätig war, ähnlich wie der Freigelassenensohn Thord auf dem Hofe Njals. Ebenso wie dieser sah er auch seinen eigenen Tod voraus, aber er irrte sich. Er ist, vor 4 Jahren, nicht an einem Schlaganfall in dem Wiesengelände östlich seines Hauses gestorben, wie er es vorgeesehen hatte, sondern an Magenkrebs nach sechs-wöchentlichem Krankentage in seinem Hause.

Die Forschungslinie des Zweiten Gesichts führt wohl tiefer als manche andere in die seelischen Hintergründe des alten Germanentums. Sie gibt einen Blick frei in die Quell- und Wurzelgründe der altgermanischen Persönlichkeit, deren Bild unvollkommen und oberflächlich wäre, wenn man die seelische Tiefe übersehen wollte, aus der letzten Endes das Denken und Handeln seelisch starker Menschen quillt. Der geistig-seelische Gehalt der bevorzugten Seherpersönlichkeiten kann sehr reich sein. Sie sind keine Augenblicke- und Oberflächenmenschen; sie haben geistige Reichweite und Tiefenperspektive. Sie verfügen – diese Gedankengänge sind wesentlich durch Prof. Friedrich Neumann in Göttingen angeregt worden – über eine feinfühligste Ahnung und Bitterung, die aus tieferen Gefühlsgründen quillt. Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Es gibt an der Front Soldaten, die die Dinge nehmen wie sie kommen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Andere dagegen, die aus mancherlei Kennzeichen, aus dem Wetter, dem Verhalten des Feindes, der eigenen und feindlichen Artillerie, der Flieger usw. fühlen, daß etwas „in der Luft liegt“, und daraus auf einen bevorstehenden Angriff schließen. Zu diesem Bitterungsvermögen tritt bei den geistig hochstehenden germanischen Sehern innerhalb des Rahmens ihres Lebens und ihrer Zeit ein genetisch, episch, geschichtlich angelegtes Vorstellungs- und Denkvermögen, das in Entwicklungen lebt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet und deshalb auch aus dieser Quelle tiefere Sicht und größere

Reichweite gewinnt. Es handelt sich dabei gar nicht um verschwommene Mystik, noch weniger um Zauber und Magie. Sondern um ein feines Einfühlen in ansehende oder laufende Entwicklungsgänge und ihr klares Zu-Ende-Denken, das auch ohne Vision möglich ist, aber bei entsprechender eidetischer Anlage in sichtbaren Bildern zutage tritt. Entscheidend ist dabei nicht die Vision, sondern der geistig-seelische Gehalt des Menschen, der die Vision hat. Denn auch die Vision ist dann nur eine Abbildung einer plastischen Szene aus einer mehr oder weniger bewußt zu Ende gedachten Entwicklungslinie. Es liegt deshalb auch kein Gegensatz darin, daß Menschen mit feiner Einfühlung und episch-geschichtlicher Vorstellungs-gabe zugleich einen sehr klaren Verstand und eine besonders sichere Urteilskraft haben können. (Die heutigen Nordfriesen z. B. gelten als klare Rechner und Realisten, aber das Zweite Gesicht ist bei ihnen noch lebendig und tief im Volksglauben verankert.) Es handelt sich in diesem gelassenen Zusammenspiel aller geistig-seelischen Kräfte vielmehr um eine große seelische Spannweite, die alle Farben des Spektrums umfaßt, auch die nicht sichtbaren jenseits von Rot und Violett. Wenn dann diese allseitige Anlage in der Erfahrung eines langen Lebens geschult ist, so entsteht gerade daraus das Gesamtbild der Weisheit, die in der Welt der Sagas so hoch geschätzt und häufig gerühmt wird, mit oder ohne visionären Einschlag.

Der Vergleich zwischen dem Zweiten Gesicht in der nordischen Saga und in der Gegenwart gestaltet sich für den Forscher zu einem besonders eigenartigen Erlebnis. Aber mehrere tausend Meilen Raum hinweg erscheinen hier wie dort die gleichen Grundlinien und viele gemeinsame Einzelzüge. Aber tausend Jahre Zeit hinweg haben sie sich mit erstaunlicher Treue erhalten. Das Zweite Gesicht ist ein Erbe der Vorzeit, das unterzugehen droht und deshalb um so mehr der weiteren Erforschung würdig ist, solange man es noch erforschen kann.

(1) „Das Zweite Gesicht in Niederdeutschland; Wesen und Wahrheitsgehalt“, Leipzig, Barth, 1937. „Das Zweite Gesicht in Schottland und Niederdeutschland“, Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 16, 1938, Heft 1. „Eidetik und Zweites Gesicht; Das Werden eines Weltbildes“, Oldenburg, Stallung, 1942.

Kennst du die Blassen im Heideland,
Mit blonden flächsernen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weibers Rand
Die Blitze der Weile sabren?
O, sprich ein Gebet, indrünstig, echt,
Für die Geher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Welch ein Gewimmel! – er muß es sehn,
Ein Gemurmel? er muß es hören;
Wie eine Sänle, so muß er sehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinaus . . .

Annette von Droste-Hülshoff

John Breese / Zwei Weihnachtsbriefe der Eiselotte von der Pfalz

Mitteilungen in drei Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der bekannten „Eiselotte von der Pfalz“ sind einflussvoll noch immer die ältesten Nachrichten über den Lichterbaum in seiner heutigen, allgemein üblichen Form – vgl. „Germanien“ 12/1941 S. 441 ff. –.

Abb. 1. Elisabeth Charlotte von der Pfalz,
Herzogin von Orleans, im Alter von 23 Jahren.

„Wenn man schön ist, währt es doch nicht,
ein schön Gesicht ändert bald . . .“

22. August 1698.

Aus „Die Briefe der Eiselotte von der Pfalz“, Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Sie sind datiert vom 6. Januar 1701 (der Brief liegt im Staatsarchiv Hannover unter Hann. Des. 91 Kffn. Cophle, 1, XI) vom 11. Dezember 1708 (Reichsarchiv Wien, Abteilung Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Kothringisches Hausarchiv, Schachrei 23, I C 14) und vom 8. Januar 1711 (Staatsarchiv Hannover, Hann. 91 Kffn. Cophle, 1, Bd. XXI Bl. 15–24). Es sind Kindheits Erinnerungen der Herzogin an die Zeit ihres Aufenthaltes am Hofe zu Hannover während der Jahre 1659 bis 1663. Die Erinnerungen ergeben, daß dem Kinde Eiselotte in diesen Jahren in Hannover zum Weihnachtsfeste ein Lichterbaum geschmückt wurde. Sie lassen uns aber auch darauf schließen, daß die Verwendung von Kerzen am Weihnachtsbaum auch schon vor dieser Zeit im väterlichen Schloß zu Heidelberg-Braun gewesen ist. Von Zeit zu Zeit tauchen allerdings Mitteilungen auf, die dem Lichterbaum ein noch höheres Alter bezeugen sollen. So schreibt z. B. Dr. Kurt Kuhlmann in seinem lehrreichen „Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934“ in Anmerkung 15) u. a.:

„In einem Artikel „Vom Weihnachtsbaum“, Jtg. „Deutschland“ 1933 Dez. 15., Nr. 347 lesen wir: Die Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg bescherte schon im Jahre 1611 bei einer veranstalteten Weihnachtsfeierlichkeit 67 Kindern. Ringsherum im Saale standen grüne Tannen, auf denen viele Hunderte von Weihnachtslichtern brannten. Dies ist die älteste bisher bekanntgewordene Erwähnung der Sitte, zu Weihnachten Tannenbäume mit Wachskerzen zu schmücken und diese anzuzünden.“

Die Mitteilung an sich ist richtig; wir haben die genannte Ausgabe der Allgem. Thür. Landeszeitung „Deutschland“, Weimar, eingesehen. Wie die Schriftleitung mitteilte, läßt sich der Verfasser aber leider nicht mehr feststellen. Kuhlmann fragt in seinem Büchlein selbst auch schon: „Woher stammt die Schilderung? Welches ist ihr urkundlicher Beleg?“ Auf eine Anfrage beim Preussischen Geheimen Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, erhielt ich die Mitteilung, daß sich im Archiv nichts habe ermitteln lassen. Das gleiche Ergebnis hatte eine Anfrage beim Brandenburg-Preussischen Hausarchiv, Berlin-Charlottenburg. Die in dem obigen Zeitungsartikel genannte Herzogin Dorothea Sibylle von Brandenburg könnte die Markgräfin gleichen Namens sein, die, als Tochter des Kurfürsten Johann Georg geboren, 1610 den Herzog Johann Christian von Brieg heiratete. Daher hat ich auch das Staatsarchiv Breslau um eine entsprechende Altenerforschung. Sie war ebenfalls ergebnislos. Man sieht, daß man bei



Abbildung 1.

ungsnachrichten doch nicht immer unbesehen hinnehmen darf – vgl. auch „Germanien“ 12/1941 S. 443 ff. –. Es ist hiernach jedenfalls sehr zweifelhaft, ob die hier behandelte Mitteilung auf zuverlässiger Grundlage beruht. Vielmehr liegt der Gedanke nahe, daß sie den 1830 durch den Syndikus Koch in Bries herausgegebenen, 1838 von Hermann Wutke als unecht erwiezenen Denkwürdigkeiten über die Herzogin entstammt – vgl. Allgem. Deutsche Biographie Bd. 5 S. 358 f. –

Um so wertvoller sind uns die bestimmten Zeugnisse der Elisabeth, und es verlohnt sich schon, sie einmal als Faksimile zu veröffentlichen, wie ich meine, erstmalig – Brief von 1711 vgl. „Germanien“ 12/1941 S. 443 Abb. 2 –. Das ist m. E. um so mehr angebracht, als die drei Briefe der Elisabeth im einschlägigen Schrifttum immer wieder angezogen werden, wobei im Wortlaut hier und da schon Fehler unterlaufen sind, die aber vermieden werden müssen.

*

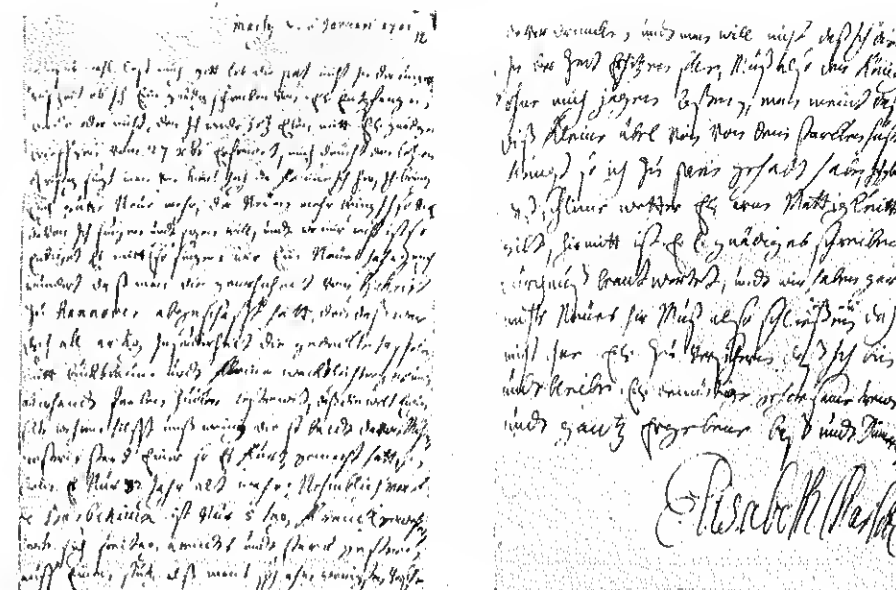


Abbildung 2 und 3.

Abb. 2. Aus dem Briefe vom 6. Januar 1701, Originaltext:

(3. 1) Marly den 6. Januari 1701. (2) Dieses mahl leß ich Gott lob die post nicht In der unge- (3) wißheit ob Ich Ein gnädig schreiben von E. E. Entpfangen (4) werde oder nicht, den Ich werde jetz Eben mit E. E. gnädiges (5) briefgen vom 27. Jbr. Ersetzet, mich beücht den letzten (6) Christag singt man vom himmel hoch da komme Ich her, Ich bring (7) Euch gutte, Neue mehr, der Neuen mehr bring Ich so viel (8) davon Ich singen undt sagen will, undt wo mir recht ist so (9) Endiget Es mit (10) so singen wir Ein Neues Jahr) mich (10) wundert, daß man die gewohnheit vom Christ (11) zu hannover abgeschafft hatt, den daß war (12) doch all artig Insonderheit die gebedte tasseln (13) mit buckbaum undt kleine wachselichterges undt (14) allerhand farben Zucker bestreuet, daß die welt Ewig (15) solte wehren hilfft uns wenig die so baldt davon Müßen (16) gestern starb Einer so Es kurz gemacht hatt, In- (17) dem Er nur 32 Jahr alt wahr; Nehmblich mons (18) de Bardehieu ist Nur 5 tag frant gewesen (19) legte sich Freitag abends undt starb gestern (20) auff Einen stus als mans sich ahn wenigsten Versehen.

Abb. 3. Letzte Seite des Briefes von 1701, die uns wegen der Unterschrift interessiert:

(3.1) davor drinden und man will nicht daß Ich die Lenden (2) In der Zeit Erhitzen solle, Muß also den König (3) ohne mich jagen lassen, man meint, daß (4) diß Kleine übel von von dem starcken Husten (5) kompt so ich zu Paris gehabt habe, Ich glaube das (6) daß schlimme wetter E. E. arm Mattigkeitten (7) gibt, hirmit ist E. E. gnädiges schreiben (8) durchaus beantwortet, undt wir haben gar (9) nichts Neues hir Muß also schließen doch (10) nicht ohne E. E. zu versichern, daß Ich bin (11) undt bleibe E. E. demütige gehorsame trewe (12) undt ganz Ergebene daß undt binnerin

Elisabeth Charlotte.

A Versailles ce mardy 11 de Decembre 1708
a 7 heures et quart
je n'ay pas receu encore votre lettre
celle que je devrois avoir aujourd'hui
ma chere fille et puis quelle n'est
pas encore arrivee on pourroit bien me
la garder selon leur mauvaise humeur
mais j'ay a respondre a celle que je
trouve icy en revenant de l'opéra
il ne gèloit pas encore le jour que
nous sommes venues icy la gelée n'est
que de traverser, et vraiment je
suis bien aise que St Nicolas

Abbildung 4 (links nebenstehend).

Abbildung 5-8 (rechts nebenstehend).

Abb. 4. Aus dem Briefe vom 11. Dezember 1708. Die Briefschreiberin berichtet hier auch sehr genau von einem Christkindelspiel am Hofe zu Hannover, im Briefe von 1711 wird das Spiel ebenfalls erwähnt. Originaltext:

(Z. 1/2) a Versailles ce mardy 11 de Decembre 1708 a 7 heure et un quart (12/13) . . . o vraiment je say bien ce que c'est que St nicolas

Deutsch: (3. 1/2) Versailles, Dienstag, 11. Dezember 1708, 7¼ Uhr. (12/13), wahrhaftig, ich weiß gut, was es mit St. Nikolaus

Abb. 5 S. 2 des Briefes von 1708:

(Z. 1) par toutte l'Allemagne, et on ma souvent (2) fait ma leçon par la, mais je ne say (3) si vous avez un autre jeu qu'on fait (4) encore en Allemagne qu'on appelle Le (5) christ Kindel comme qui diroit l'enfant (6) christ, ou on dresse des table comme (7) des auttels et qu'on garnit pour (8) chaque enfant de toute sorte de choses (9) habits neuff argenterie argent soye (10) des poupee sucrerie et toute sortes (11) de choses on mit sur ces tables (12) des arbre de buis et a chaque branche

Deutsch: (3. 1) in ganz Deutschland auf sich hat, und man hat mir oft (2) meine Lektion darüber erteilt, aber ich weiß nicht, (3) ob Ihr ein andres Spiel habt, das man (4) noch in Deutschland treibt und das man das (5) Christ Kindel nennt, was soviel heißt wie (6) das Christkind, wo man Tische wie (7) Altäre herrichtet, die man für (8) jedes Kind mit allerlei Dingen ausstattet: (9) neuen Kleidern, Silberzeug, Geld, Seide, (10) Puppen, Zuckerwerk, und allen möglichen (11) Sachen. Auf diese Tische stellt man (12) Buchsbäume und an jedem Zweig

Abb. 6 S. 3 des Briefes von 1708:

(Z. 1) on attache une petite bougie cela fait (2) le plus jolis effect du monde, j'aimerois (3)

par toute l'Allemagne, et on ma souvent
fait ma leçon par la, mais je ne say
si vous avez un autre jeu qu'on fait
encore en Allemagne qu'on appelle le
christ Kindel comme qui diroit l'enfant
christ, ou on dresse des table comme
des auttels et qu'on garnit pour
chaque enfant de toute sorte de choses
habits neuff argenterie argent soye
des poupee sucrerie et toute sortes
de choses on mit sur ces tables
des arbre de buis et a chaque branche

on attache une petite bougie cela fait
le plus jolis effect du monde j'aimerois
ale voir encore a l'heure que je vous
parle, je me souviens qu'a hannover
la dernier fois qu'on me fit venir le christ
Kindel on fait venir des Escoliers
qui jouent proprement une Comedie
premierement vient L'estoille puis
le Diable et des anges ensuite le
christ avec St pierre et dautres apostres
le Diable accuse les Enfants et
une grande liste de leurs fautes

ale voir encore a l'heure que je vous (4) parle, je me souviens qu'a hannover (5) la dernier fois qu'on me fit venir Le christ (6) -Kindel on fait venir des Escoliers (7) qui jouent proprement une Comedie (8) premierement vient L'estoille puis (9) la Diable et des anges ensuite le (10) christ avec St pierre et dautres apostres (11) Le Diable accuse les Enfants et lit (12) une grande Liste de Leurs fautes

le christ sur cela dit. qu'il estoit
pour leur faire des present mais
puis qu'il font si mechant & qu'il ne
vont plus demeurer avec eux l'ange
est prieur prieur pour eux et pour
qu'il soient mieux la dessus le christ
leur pardonne et St pierre et l'ange
mement on fait des tables adjointes
quand il y en a 5 on y lit a rien
de si jolis car tout est romme avec
des romfres, de toute sorte de

de couleurs et d'argent, et lors que St pierre
me prend la main qui estoit en jaine
le christ avec une fleur de rose se met
eux qu'il avoit la gale et ah me
fit deviner la fourberie, mais qu'on
ignoit ce que c'est on ne plus rien
il est certain que je me divertirois
encore,

Elisabeth Charlotte

Deutsch: (3. 1) befestigt man eine kleine Kerze; das sieht (2) allerliebste aus, ich möchte (3) es noch in dieser Stunde, in der ich mit Ihnen (4) spreche, gern sehen. Ich erinnere mich, daß, als (5) man zu Hannover das letzte Mal mir das (6) Christ-Kindel kommen ließ, man Schüler (7) kommen läßt, die eigens ein Stück aufführen. (8) Zuerst kommt der Stern, dann (9) der Teufel und Engel, darauf (10) Christus mit St. Petrus und andren Aposteln. (11) Der Teufel beschwert sich über die Kinder und liest (12) eine große Liste ihrer Fehler vor.

Abb. 7 C. 4 des Briefes von 1708:

(Z. 1) Le christ sur cela dit qu'il estoit venus (2) pour leurs faire des present mais (3) puis qu'il sont si mechant qu'il ne (4) veust plus demeurer avec Eux lange (5) et St pierre prient pour eux et promettent (6) qu'il feront mieux la desus le christ (7) Leurs pardonne et St pierre et lange (8) menent ou sont les tables adjustee (9) quand il y en a 5 ou 6 il n'y a rien (10) de si jolie car tout est renoues avec (11) des nompaille, de toute sorte de

Deutsch: (3. 1) Christus sagt darauf, daß er gekommen sei, (2) um ihnen Geschenke zu machen, aber, (3) da sie so ungezogen seien, wolle er (4) nicht länger bei ihnen bleiben. Der Engel (5) und St. Petrus bitten für sie und versprechen, (6) daß sie sich besser machen werden. Darauf (7) verzehrt Christus ihnen, und St. Petrus und der Engel (8) führen sie dorthin, wo die Tische hergerichtet sind. (9) Wenn deren fünf oder sechs da sind, gibt es nichts (10) hübscheres; denn alles ist mit (11) schmalen Bändchen in allerlei

Abb. 8 C. 5 des Briefes von 1708

(Z. 1) de Coulleurs et d'argent, et lors que St. pierre (2) me prenoit la main qui estoit un jeune (3) Escolier avec une fausse barbe je m'aper (4) ceux qu'il avoit la galle et cela me (5) fit deviner la fourberie, dais qu'en (6) cognoit ce que c'est on na plus rien (7) il est certain que je m'en divertirois (8) encore

Deutsch: (3. 1) Farben und Silberglanz verbunden, und als St. Petrus (2) mich an der Hand faßte, der ein junger (3) Schüler mit einem falschen Bart war, merkte ich, (4) daß er die Kräfte hatte, und das (5) ließ mich die Schelmerei ahnen. Seitdem man (6) weiß, was es ist, hat man nichts mehr davon. (7) Aber es ist sicher, daß ich mich noch daran (8) freuen würde

Elisabeth Charlotte

(Eigeb. Archiv Brandeschmiedmusem Kiel)

*

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.

Was gibt uns die weite, unendliche Welt

Für des Vaterland's heiligen Boden?

Frei woll'n wir das Vaterland wiederseh'n

Oder frei zu den glücklichen Vätern geh'n!

Ist glücklich und frei sind die Toten.

Theodor Körner

Hans Schleif / // Ausgrabung Urstätt im Warthegau

Vorbericht 1942

Nach der Befreiung des deutschen Ostens von den Folgen des Vltats von Versailles übernahm der Reichsführer // die Ausgrabung in Urstätt, die bis dahin seit 1934 unter dem polnischen Namen Biskupin in den weitesten Kreisen bekannt geworden war. Der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand, in dem sich die Überreste dieser mehr als zweieinhalb Jahrtausende alten vorgeschichtlichen Siedlung befanden, hatte die polnischen Ausgräber zu einem besonders repräsentativ angelegten Unternehmen bewogen, mit dem sie zugleich in schwächerer und von niemandem außer ihnen selbst ernst genommenen Begründung den Nachweis erbringen wollten, daß die Träger der „Lausitzer Kultur“, welche jene Siedlung erbaut hatten, die direkten Vorfahren der heutigen Polen gewesen seien. So groß der Aufwand jedoch gewesen war, hat er nicht ausgereicht, die Ausgrabung in dem gleichen technisch einwandfreien Stil, in dem sie in den ersten Jahren begonnen worden war, in den beiden letzten Jahren vor dem Kriege fortzusetzen. Um so dringender war zur Rettung des wissenschaftlichen Gewinnes dieser Grabung eine Fortsetzung notwendig, um einige wesentliche Gesichtspunkte der Siedlungsforschung an diesem vollständig und eindeutig erhaltenen Beispiel zu klären. Diese Arbeit wurde im Frühjahr 1940 unter der Schirmherrschaft des Reichsführers // aufgenommen, unterstützt von den örtlichen Behörden, insbesondere dem Bauhauptmann // Brigadeführer Robert Schulz und seinem inzwischen gegründeten Landesamt für Vor- und Frühgeschichte in Posen. Auch die rege Anteilnahme der lokalen Behörden, die später diese geschichtliche Stätte in ihre Pflege zu nehmen gedenken, rechtfertigte die sofortige Durchführung der Arbeit auch während des Krieges und inmitten der zahlreichen dringenden Aufbauarbeiten des neuen Reichsgaues. Die örtliche Leitung der Ausgrabung übernahm // Untersturmführer J. Böhausen; die tatkräftige Hilfsbereitschaft des deutschen Landwirts Erich Ruff, der aus dem der Grabung benachbarten väterlichen Gut die 20 schweren polnischen Jahre durchgehalten hat, war der Durchführung der Arbeit besonders förderlich. Die Grabung ist noch nicht beendet, jedoch sei hier bereits ein im wesentlichen abgeschlossenes Teilergebnis bekannt gemacht.

Bis 1939 waren bereits mehr als zwei Drittel des Gesamtumfanges dieser Insel freigelegt worden, jedoch war es noch nicht gelungen, den Eingang in den Mauerring zu finden. Die Siedlung liegt heute auf einer Halbinsel, die sich zungenförmig mit nordöstlicher Längsachse in den Urstätter See hinaus erstreckt. Durch Suchgräben 1938 und 1939 war jedoch bereits festgestellt worden, daß zur Zeit ihrer ersten Besiedlung diese Halbinsel von dem Südufer des Sees durch eine schmale See-Enge getrennt gewesen sein muß, denn der Mauerring läuft mit den starken Wellen // bzw. Eisbrechern außen davor auch im Süden geschlossen um die Siedlung herum, die damit den Grundriß eines ziemlich regelmäßigen Ovals bildet. Direkt innerhalb der Mauer zieht sich eine „Ringstraße“ um die etwa 90 Häuser der vielleicht 1500 bis 2000 Bewohner. In städtischer Weise sind die Häuser in etwa 10 ostwestlich gerichteten „Zellen“ Giebel an Giebel aneinandergereiht; die Reihen sind durch parallele Quergassen voneinander getrennt, so daß weder für Höfe noch Gärten ein Raum bleibt. Zwischen den festgestellten Stadtmauerresten im Süden und dem festen Lande war auch bereits 1938/39 ein



Abbildung 1.

mit Palisaden gegen die Einflüsse des Sees geschützter Knüppeldamm außerhalb des Mauerringes gefunden worden. Seine Bedeutung war aber offenbar nicht erkannt worden, weil man sonst wohl die zahlreichen Durchschnitte vermieden hätte, in denen man im Südabschnitt der Stadtmauer, dem Festland direkt gegenüber, das Tor vergeblich suchte, wobei man jedoch nur den nicht unwichtigen spätslawischen Abschnittswall, der tausend Jahre später hier die inzwischen zur Halbinsel versumpfte Insel vom festen Lande trennte, bis zur Unkenntlichkeit zerschnitt. Es war vielmehr ein Leichtes – wie es nunmehr seit 1940 geschehen ist –, jenen Knüppeldamm außen längs der Stadtmauer soweit in den See hinaus zu verfolgen, bis er durch ein Tor in den Mauerring und in die Stadt einbog. Diese Stelle wurde bereits im Sommer 1942 endgültig festgelegt.

Der Zufahrtsweg durchdringt Stadtmauer und Ringstraße in Höhe der achten ostwestlichen Quergasse, die den Torweg im Innern der Stadt in fast gleicher Flucht fortsetzt. Das Tor selbst besteht aus einem stattlichen Pfostenbau von etwa 3 m lichter Durchgangswerte und ungefähr 9 m Länge. Da die Stadtmauer nur 4 m stark ist, ragt somit dieser Torkasten nach beiden Seiten über die Stadtmauerfluchten hinaus und zwar nach innen etwa 1 m, nach außen jedoch mit fast 4 m auffällig weit (vgl. die Tore FN und FL in Troja II). Dieser äußere Vor sprung entspricht ungefähr der Breite des Gürtels, den die in mehreren Reihen übereinander lagernden Wellen- bzw. Eisbrecher um den Fuß der Stadtmauer ziehen. Während die Stadtmauer, wie bereits bekannt war, aus 3 Reihen großer Holzkästen besteht, die von blockbauartig kreuz und quer aufgeschichteten Rundhölzern gebildet und mit Erde gefüllt wurden,

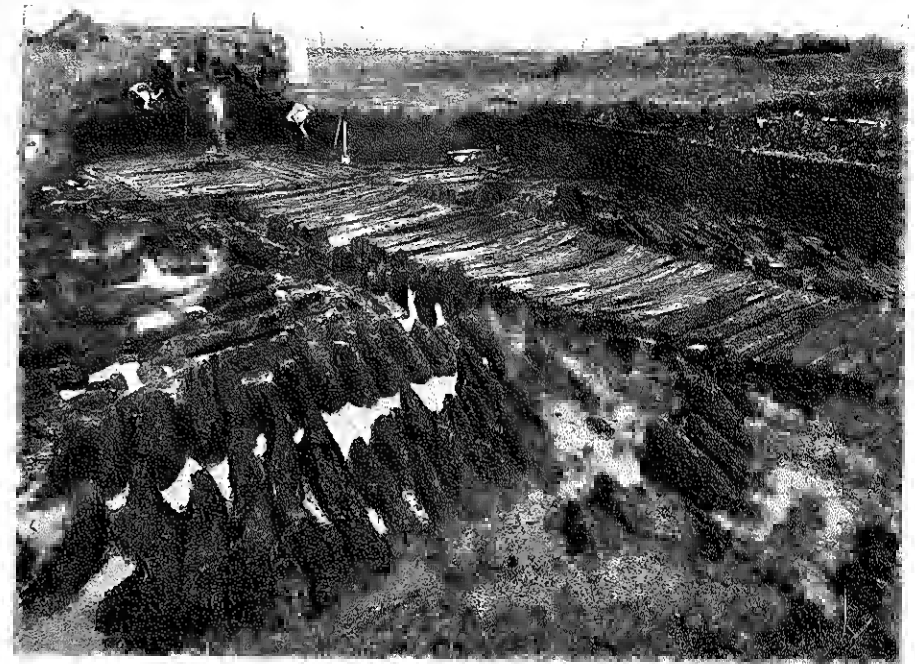


Abbildung 2.

ist der Torbau unabhängig davon in einer Art Palisadenkonstruktion aufgeführt, die sich in eine absichtlich dafür offengelassene Mauerlücke einschiebt. Die beiden langen Seitenwände dieses Torbaues bestehen aus Pfostenreihen, deren gut erhaltene Stümpfe auf den Lichtbildern Abb. 1 und 2 gut zu erkennen sind. Zwischen ihnen liegt in den äußeren zwei Dritteln des Torweges eine wohlgefügte Lage von Eichenbohlen, über denen ursprünglich eine Lage Sand und Lehm den eigentlichen Fußboden bildete. Im Gegensatz dazu war das innere Drittel des Torweges mit un bearbeiteten Rundhölzern geringerer Holzsorten belegt, über denen sich ebenfalls die eigentliche Fußbodenauffüllung bei der Grabung noch vorfand. Daß dieser Unterschied beabsichtigt war, d. h. daß die Pflasterung im äußeren, größeren Teil des Torweges mit Vorbedacht stärker und solider, mithin wetterbeständiger aufgeführt worden ist, als im inneren Teil, geht auch aus der sorgfältigen Unterstüpfung der Eichenbohlen mit je einem Schwellholz längs den beiden Innenwänden des Tores hervor. Diese Schwellhölzer fehlen unter den schlechteren Hölzern des inneren Drittels, die lediglich in eine ausgleichende Sand- und Erbschicht gelegt sind.

Verschiedene Anzeichen beweisen, daß das Tor zur Zeit seiner Benutzung, d. h. während der ganzen Dauer der Besiedlung der Stadt, mehrfach kleinere und größere Veränderungen erfahren hat. Bei der Eroberung der Stadt und der Errichtung ihrer Mauer bestanden zunächst die beiden Längswände des Torkastens aus je 2 Reihen dicht beieinander stehender Pfosten, wie in dem schematischen Grundriß unserer Abb. 3 gezeichnet ist. Bis zum Untergang der Siedlung blieb jedoch nur die nördliche Wand in diesem Zustand, während die am Torweg

stehende Pfostenreihe der südlichen Wand offenbar durch ein Feuer einmal so beschädigt worden ist, daß sämtliche Pfosten undrausbar wurden. Bei der dadurch notwendigen Erneuerung des Torweges wurde diese ganze Pfostenreihe teils abgebrochen, teils herausgerissen und nicht wieder ersetzt. Die jetzt neu verlegte Bohlenlage liegt daher mit ihrem südlichen Rande über den teilweise verbrannten Stümpfen dieser Pfostenreihe. Durch diese Veränderung wurde der durchschnittlich 2,90 m breite Torweg um etwa 25 cm verbreitert und blieb so bis zum Ende der Siedlung.

Der eigentliche Torverschluß muß an der Stelle gelegen haben, wo die gute Lage der Eichenbohlen aufhört und die schlechteren Rundhölzer beginnen, d. h. im hinteren Drittel des Torweges. Da der Torbau unsymmetrisch zur Längsachse der Mauer nach außen vorragt, liegt diese Stelle fast genau in der Mitte der Mauerdicke, also an einer Stelle, wo das Gefüge des Torrahmens besonders gut und gleichmäßig mit dem Maffio der Mauerköpfe zu beiden Seiten des Tores verbunden werden konnte. Die sicher vorhandene Schwelle des eigentlichen Tores muß höher gelegen haben, als die jetzt noch erhaltenen Balkenlagen, da sie mit ihrer Oberkante in Höhe der erdichtartigen Aufschüttung kommen muß, um die Schwenkung der Torflügel beim Öffnen und Schließen zu ermöglichen. Eine Unregelmäßigkeit in den an dieser Stelle genau beobachteten Schichten läßt vermuten, daß die Schwelle bei der Zerstörung des Tores teilweise gewaltsam herausgerissen wurde. Da sie zudem oberhalb des jetzigen und früheren Grundwasserspiegels gelegen hat, müssen ihre am Ort verbliebenen Reste, wie alle anderen Hölzer oberhalb dieser Zone im Laufe der Jahrtausende vollkommen verrottet sein. Durch einen glücklichen Zufall ist jedoch von diesem Tor mehr erhalten, als bisher jemals von einem vorgeschichtlichen Stadt- bzw. Burgtor gefunden wurde. Denn in einem nahe benachbarten Hause, das bereits 1938 ausgegraben, doch noch nicht veröffentlicht wurde, wurden als Ausbesserung seiner Fußbodenholzkonstruktion zwei leidlich gut erhaltene, mächtige Torflügel gefunden, die offenbar nur von diesem Stadttor herkommen können. Der Zustand der Torangeln, die an diesen beiden Flügeln noch gut erhalten waren, verlangt die Ergänzung einer höheren Schwelle mit eingelassenen Pfannen für die senkrechten Angelzapfen. Weiterhin ist an den Torflügeln zu erkennen, daß sie schon zu dem letzten Zustand des Torweges gehören

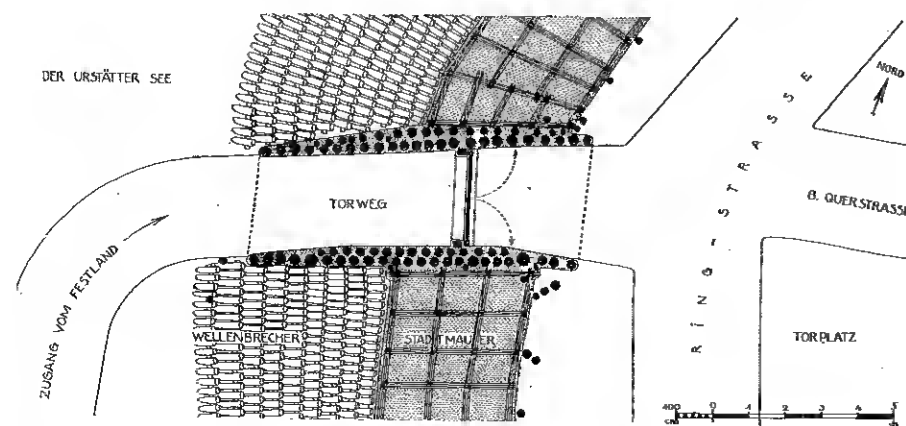


Abbildung 3.

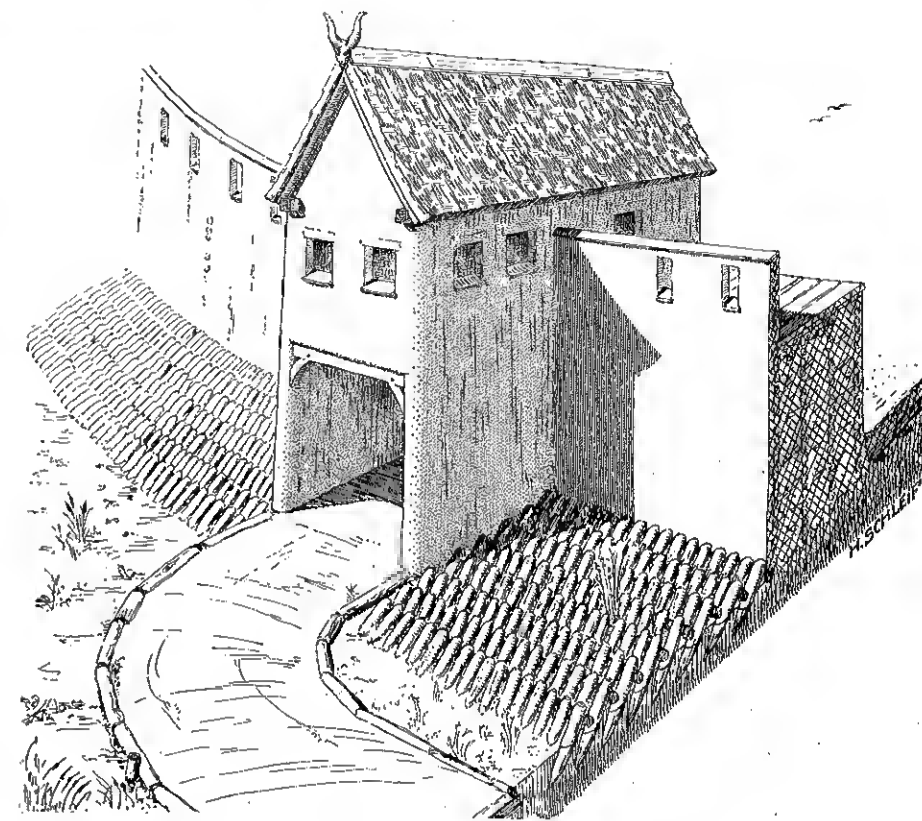


Abbildung 4.

müssen, denn beide zusammen ergeben die bereits vermerkte lichte Breite des Torweges von etwas über 3,00 m. Schließlich ist an ihnen auch die lichte Höhe mit etwa 2,50 m zu messen, woraus sich nicht nur für den Torweg, sondern auch für die Mauerkonstruktion wichtige und sichere Anhaltspunkte für die Ergänzung der Höhe entnehmen lassen.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Wehrgang auf der Stadtmauerkrone über dem Torweg in gleichbleibender Höhe unverändert durchlief. Damit ist seine Mindesthöhe abhängig von der Höhenlage des Torsturzes. Unter Annahme 1. der innerhalb des Torweges langsam ansteigenden Aufschüttung über den Hölzern des Bodenbelages, 2. der Schwellenhöhe, 3. der Sturzhöhe und 4. der unter dem Wehrgang notwendigen Deckenstärke des Torweges muß der Wehrgang etwa 4 m über dem Mauerfuß gelegen haben, wodurch der Mauerquerschnitt etwa quadratisch würde: eine für die vorgeschichtlichen Holzerdemauern sehr naheliegende Proportion. Die mächtigen Pfostenreihen des Torbaues, die fast 2 m tief in den Boden gerammt waren, haben sicher die Mauerhöhe beträchtlich überragt und werden über dem Torweg einen gleich großen und mit Rücksicht auf seine dauernde Benutzung überdachten Raum umschlossen haben, der an dieser Stelle für Bewachung und Bedienung des Tores sowie für die Verteidigung des Zuganges in kriegerischen Zeiten besonders erwünscht war. Eine

räumliche Vorstellung von dem Vorbau, die zumindest in den Maßverhältnissen dem ehemaligen Zustand nahekommen wird, soll das Schaubild Abb. 4 vermitteln.

Ebenso wie über die einzelnen Bauzustände unterrichtete uns die Grabung auch über das Ende des Vorbaues: über der Aufschüttung im Sornveg lag als schwarze Holzkohlenschicht von verschiedener Stärke der Brandschutt insbesondere der nördlichen Palisadenwand. Die große Hitze des Brandes war überall so tief durch die Aufschüttung durchgeschlagen, daß die obersten Schichten sowohl der Eichenbohlen als auch der Rundhölzer zentimeterdick verkohlt waren. Der Wall zu beiden Seiten des Tores ist ebenfalls bis in die untersten Lagen des Blockbaues verkohlt. Sogar die Wellenbrecher außen vor dem Tor und die Hölzer und Bohlen der Straßen innerhalb der Mauer waren in gleicher Weise verkohlt und verbrannt. Es besteht also kein Zweifel, daß die ganze Anlage einer großen Feuerbrunst zum Opfer gefallen ist. An diesem Befund ist natürlich nicht zu erkennen, ob dieser Brand als Folge eines Kampfes das Ende der Siedlung bedeutete. Jedoch liegt diese Erklärung näher als die Annahme, daß etwa ein zufälliges Naturereignis die Katastrophe herbeigeführt hat. Denn einmal fällt das Ende der Siedlung zeitlich ungefähr zusammen mit dem Ansturm der von Norden kommenden Germanen. Zweitens befand sich, wie die Schutthalde über dem zerstörten Wall erweist, die Stadtmauer zur Zeit dieses Brandes noch in voller Höhe in gebrauchsfähigem Zustand und schließlich sei hier schon einer ausführlichen Bearbeitung vorgreifend festgestellt, daß die polnische These, die Siedlung sei wegen zunehmender Versumpfung freiwillig und vorzeitig verlassen worden, sicher falsch ist; zu keiner Zeit nach dem Ausbau der Halbinsel zu einer befestigten Siedlung hat der Wasserstand des Sees die Oberfläche der Insel erreicht bzw. überflutet. Die bei der Grabung beobachteten mehrfachen Ausbesserungen sowohl einzelner größerer Mauerpartien als auch der Häuser und Knüppeldämme unter den Straßenaufschüttungen sind nichts anderes, als die im Laufe des etwa zwei Jahrhunderte langen Bestandes der Siedlung an verschiedenen Stellen notwendig gewordenen Erneuerungen, wobei allerdings auch schon die Beseitigung von größeren Brandschäden zu beobachten ist. Auch die Aufschüttungen über den Straßen, die z. T. mehrere Schichten übereinander erkennen lassen, sind nicht stärker als sie sonst in jahrhundertlang ununterbrochen benutzten Siedlungen notwendig werden und sind keinesfalls durch Überschwemmungen entstanden. Über den Holzlagen, die sowohl bei den Straßen wie in den Häusern lediglich eine gleichmäßige Unterlage auf dem schlechten, feuchten Baugrund bildeten, und daher niemals sichtbar waren oder gar direkt als Fußboden benutzt werden sollten, liegen durchschnittlich insgesamt etwa 70 cm sandiger und humoser Schutt, bis zu der Bodenhöhe, in der die spärlichen Reste der spätslawischen Besiedlung des Platzes gefunden wurden. Von diesen 70 cm sind 40 bis 50 cm während der Lebenszeit der „Laufiser Siedlung“ angewachsen. Die restlichen 20 bis 30 cm sind keineswegs zu viel, um nicht als natürliche Aufhöhung durch Humusbildung erklärt zu werden, die im Laufe eines Jahrtausends den Boden der feuchten Halbinsel gleichmäßig gehoben hat. Fraglos ist auch der Grundwasserspiegel in den letzten zweieinhalb Jahrtausenden gestiegen, jedoch ist das Tempo dieser Bewegung unbekannt. Nur so viel kann gesagt werden, daß damals so wenig wie heute dieser Grundwasserspiegel der Besiedlung andere Schwierigkeiten außer der Notwendigkeit einer gründlichen Fundamentierung bereitet hat. Ein Grund, diesen von der Natur so ausgezeichnet geschützten Platz freiwillig aufzugeben, bestand also nicht, erst die stürmische Ausbreitung der Germanen nach Süden hat der kleinen „Laufiser“ Stadt ein gewaltsames Ende bereitet.

Brauchtum im Zeitgeschehen

John Greese, Ein „Nichterbaum“ bei Dr. Sven Hedin in der Wüste von Tibet 1906. Weihnachten 1941 erschien in einer großen Berliner Tageszeitung ein interessanter Aufsatz von dem bekannten schwedischen Afrikaforscher Dr. Sven Hedin, überschrieben „Zweimal Weihnachten in der Wüste“. Der Verfasser schildert einen Weihnachtsabend mit einem ganz eigenartigen Weihnachtsbaum auf der Wanderung durch Tibet im Jahre 1906. Dort heißt es u. a.: „Wir waren auf unserer langen Winterwanderung durch Tibet. Heftige Winde segelten über die Landschaft. Beim Nieten mußten wir uns tief über unsere Pferde beugen, damit die Tiere das Gleichgewicht nicht verloren. Man war wie ein Segel und meinte, ein Boot auf hoher See zu steuern. Des Nachts bliesen die Winde unsere Zelte fast um. Als ich am 24. Dezember erwachte, saß vor meinem Zelt ein alter Bettler und sang. In der Hand hielt er einen mit bunten Pappen behängten Stab, und an jenen Pappen wieder waren Messingplättchen, Korallen, Muscheln und andere Schmuckstücke befestigt, die er durch zirkelnde Bewegung zum Klappern brachte und mit Gesang begleitete. Der Alte war in seinem Leben weite Wege gewandert, von Zelt zu Zelt, aber als ich ihn bat, mir zum Tageslager zu folgen und uns Weihnachten einzusingen, sagte er, er wäre zu müde. Unser Weg führte uns dann höher hinauf. Die Aussicht von da oben war großartig. Beim Abstieg stolperte mein altes Pferd und blieb liegen. Es ließ den Kopf hängen und fraß, aber als ich den treuen Begleiter seinem Schicksal überließ und weiterritt, hob er sei-

nen Kopf, seufzte tief und sah mir nach. Das zerstörte meine Weihnachtsstimmung. Ich konnte den traurigen Blick nicht vergessen, er verfolgte mich, wenn an den dunklen Abenden die Winterstürme da draußen in dem öden Tibet rasten.

Der Tag ging zur Neige. Ich sehe alles deutlich vor mir, wie ich es damals in „Transhimalaya“ beschrieben habe. Dumbotso war die wichtigste Entdeckung des Tages. Vor dem Zelt brannten die Weihnachtsfeuer und warfen ihren gelben Schein über die Landschaft, und dann wurden die Tagesauszeichnungen niedergeschrieben und die Etikette auf die Gesteinsproben geklebt. „Das Mittagessen ist fertig, Sahib“, sagte Tsering, als er ein neues Scheit brachte, und dann wurden der Schüssel und die saure Milch heringe-

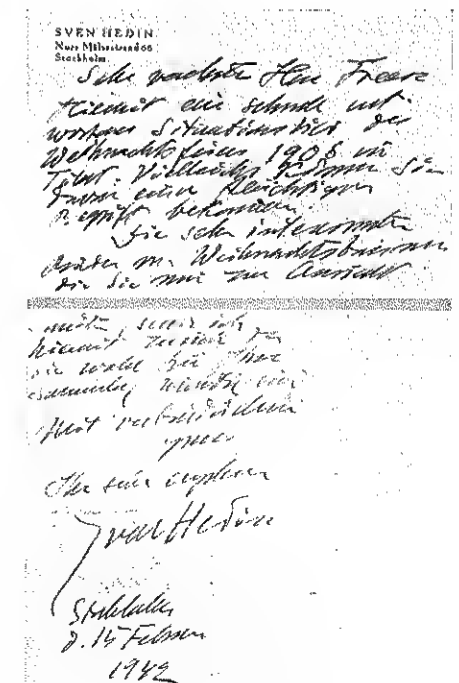


Abbildung 1.

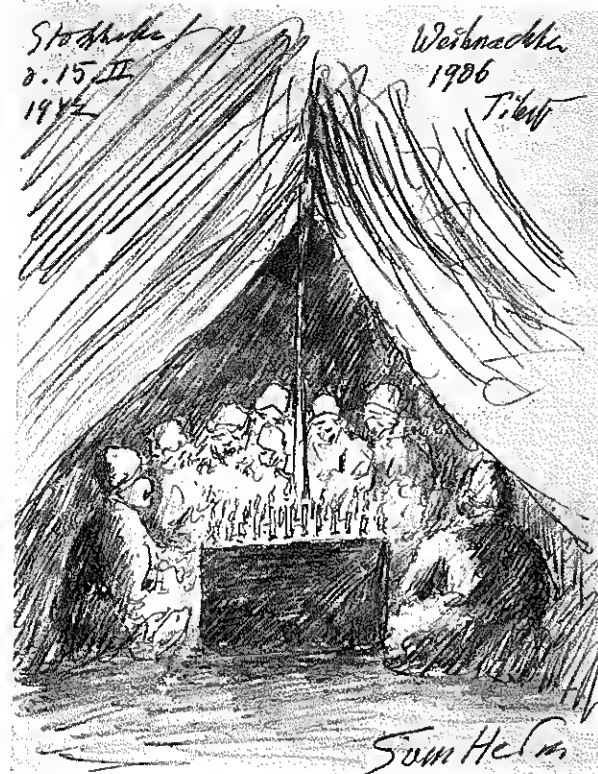


Abbildung 2.

Ausf. (2) Bildb. - Archiv Brand-
schuttmuseum Kiel.

fragen und vor meinem Bett auf den Boden gestellt. Dann war ich mit tausend Erinnerungen an schwedische Weihnachtsfeste allein, und in meinen Ohren klangen die Worte: „Jetzt ist es Weihnacht in der Hütte“ und „Gefroren ist der klare See und wartet auf die Frühlingwinde“ aus den Weihnachtsgedichten des finland-schwedischen Dichters Topelius.

Die christliche Gemeinde bestand aus Robert und mir, und wir entschlossen uns, das Weihnachtsfest auf eine Art zu feiern, an der auch die Heiden ihre Freude haben sollten. Seit geraumer Zeit hatten wir alle Lichtstümpfe gesammelt und besaßen nun 41 Stümpf von verschiedenen Längen. Mitten in meinem Zelt stellten wir eine Kiste auf, an deren Kante wir die Lichter so anordneten, daß die größten

in der Mitte standen und die Lichter nach außen hin immer kleiner wurden. Das war unser Weihnachtsbaum! Als alle Lichter angezündet waren, öffneten wir den Zelteingang, und ein Gemurmel der Bewunderung wurde unter den Ladais laut, die sich inzwischen draußen versammelt hatten. Sie sangen eine Weise in weichen Lauten. Das Lied wurde unterbrochen von einem donnernden „Chavash“ und „Chabbaleh“, in das alle einstimmen und das wie ein Geheul von Schakalen erklang. Die Flöten begleiteten den Gesang, und ein Kochtopf diente als Trommel. Samaisische Hymnen bei einem christlichen Weihnachtsfest unter dem Sternenhimmel des nördlichen Kreuzes!

Im Innern des Zeltes brannten die Kerzen, und draußen leuchtete die silberne Eichel des

Haldmondes – ein phantastischer Anblick. Tibetener in einem nahegelegenen Zelt glaubten wohl, daß wir alle plötzlich verrückt geworden seien – oder vielleicht glaubten sie, daß wir Verschwörungstänze aufführten und Opferfeuer anzündeten, um unsere Götter zu besänftigen. Und was die wilden Esel dachten, die am Seeufer grasteten, lassen wir lieber dahingestellt.

Nachdem die Lichter niedergebrannt waren, leuchteten die Sterne des Orion immer klarer. Ich verteilte kleine Geschenke an jeden meiner Begleiter, und das war das Ende des Weihnachtsfestes. Dann gingen die Männer zu ihren Zeltern zurück; nur einige blieben noch, um einen der Gefänge zu erklären, der Tashil-Lunpo hieß. Es war schwerer als ich gedacht hatte, diesen Gesang zu übersetzen. Endlich verstanden wir doch den Sinn – die Verherrlichung des Tashil-Lunpo-Klosters, das das Ziel unserer Hoffnungen war.

So schloß unser Weihnachtsabend in der Wildnis, und während die Feuersglut in Asche zerfiel, las ich die alte Weihnachtsgeschichte, löschte mein Licht und träumte von Weihnachten oben im Norden und von Tashil-Lunpo unten im Süden hinter den Bergen – jenem Ziele, dem wir unter Abenteuern, Opfern und Kälte eines ganzen Winters zustrebten und das uns so fern schien, so un-erreichbar.“

Die von dem Verfasser so innig geschilderte Feier in der Wüste ließ bei mir den Wunsch entstehen, von dem mit so herrlicher Phantasie ausgefüllten „Baum“ eine Darstellung für unser Brandstiftungs-Museum in Kiel zu erhalten. In einem Briefe vom 10. Januar 1942 bat ich Dr. Ewen Hedins, uns, wenn dies noch aus der Erinnerung möglich sei, eine Skizze seines damaligen „Wästen-Bichterbaumes“ zu fertigen. Der große Forscher

entsprach freundlicherweise diesem Wunsche, denn mit Brief vom 15. Februar 1942 aus Stockholm (Abb. 1) ging uns eine hübsche Zeichnung zu (Abb. 2). Deutlich erkennt man auf diesem Bilde den brennenden „Baum“, die 41 Kerzen in der Anordnung, wie es in dem Aufsatz geschildert ist. Dazu die handelnden Personen: im Vordergrund die „christliche Gemeinde“, nämlich links der Forscher, rechts der schwedische Teilnehmer an dieser Forschungsreise, „Robert“, in dem ich Robert Nobel, einen Bruder des Stifters des schwedischen Nobelpreises vermute, – eine Annahme, zu der ich durch eine Äußerung Dr. Ewen Hedins in einem vor einigen Monaten im deutschen Rundfunk gehaltenen Vortrag komme –, und im Hintergrund die größere Gemeinde, die Ladais.

John Breese, Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl. War während der ersten Zeit dieses Krieges das Laienschaftern in unserer Wehrmacht ursprünglich in den Zigaretten eine Aufgabe der Betreuung der Verwundeten, denen dadurch über erste Hemmungen nach Heilung von Verwundungen, über Langeweile und seelische Bedrückung hinweggeholfen, überhaupt die Zeit bis zur endgültigen Wiederherstellung überbrückt und erleichtert werden sollte, so ist aus dem ersten Laienschaftern heute allgemein ein eifriges Soldatenwerfen geworden.

Insbefondere war es die Wehrmacht in Norwegen, die im Jahre 1940 ein anregendes und fröhliches Laienschaftern unter dem Leitfaden „Soldaten werfen“ begann. Unsere Soldaten durch die harte und ungewohnte lange Polar-nacht zu führen, ihnen die Gefahren körperlicher Erschöpfung und etwa aufkommenden Stumpfsinns fern zu halten, war zunächst Sinn und Ziel dieses Werfens, das, anfangs im Auftrage des DKB, vom Deutschen Volksbildungswerk, Abteilung Laienschaftern,

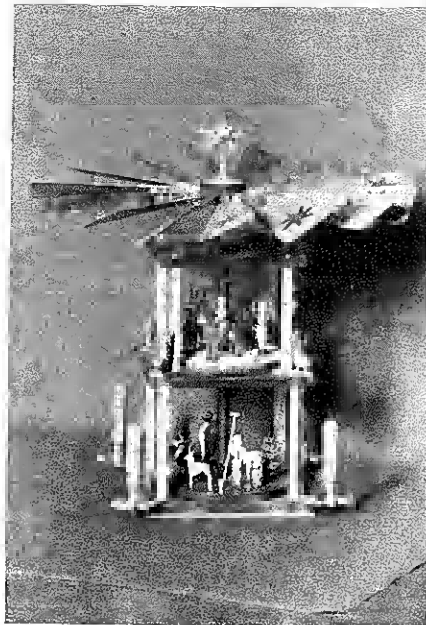


Abbildung 1.

durchgeführt wurde. Aus bodenständigen Werkstoffen wurden in entspannender Tätigkeit Schmuckgegenstände zur Belebung der Unterkünfte, kleine Gebrauchsgegenstände und Spiele, wurden Brauchumsut und Ehrengaben geschaffen, wurde schließlich aber auch für die Frauen und die Kinder und andere Angehörige daheim und nicht zuletzt auch zugunsten der Winterhilfe gewerkt. Besonders die Arbeiten für die Angehörigen verbinden die Werkenden in dieser Zeit innig mit der fernen Heimat. Aus den zahlreichen Werklehrgängen für die Förderung des Talentschaffens und aus dem Schaffen selbst offenbarte sich bald, daß lang verschüttete Triebe und starke sittliche und volkstümliche Schaffenskräfte im Volk lebendig sind. Schöne alte Volkskunst wurde neu belebt, neuem, arteligenem Kulturschaffen mit zukünftig hoffnungsvoller Weisung der Weg bereitet. Mit seelischer Anteilnahme und leidenschaftlicher

Hingabe steht jetzt die deutsche Wehrmacht vom General bis zum letzten Soldaten begeistert zu diesem neuen Kulturaufbau mitten im gewaltigsten Kriege aller Zeiten. Es war daher für die Soldaten im nördlichen Norwegen, im Lande der ewigen Nacht, in der Finnmärk, eine folgerichtige und sinnige Handlung, daß sie im Jahre 1940 ihrem von ihnen besonders verehrten General Dietl zum Weihnachtsfest dieses Jahres eine Erinnerungsgabe aus ihrem Soldatenwerken schufen. Und was lag näher, als ihrem General eine Gabe aus dem weihnachtlichen Volksbrauchstum seiner alpenländischen Heimat zu überreichen? So fertigten viele fleißige und geschickte Hände in einem Lehrgang, der von Prof. Walter, Kiel, an der Polarküste abgehalten wurde, eine Weihnachtspyramide (Abb. 1).

*

Das reizende Geschenk an den General ver sinnbildlicht auf der unteren grünen Drehscheibe die schaffende Heimat. Da ist die deutsche Bauernfamilie bei der Ernte, der Schmied im Kittel des Arbeiters, der das Schwert scharf schmiedet und zwischen ihnen heimische Tiere. Auf der oberen weißen Scheibe, von Rentier und Lappen umgeben, hoch zu Ross, der General, der Sieger von Narvik, begleitet von einem Gebirgsjäger auf den Brettern.

Der Weihnachtsmonat wirkte auch fern der Heimat – und dort vielleicht erst recht – bei allen Werkenden besonders fördernd auf die Schaffenslust an dieser Arbeit. Jeder Mitarbeiter lieferte durch ein Teilstück seinen Beitrag. So entstand aus quadratischen Brettern und aus Säulen, die durch einfache Kerbschnitte verziert waren, das Gerüst. Fisch- und Vogelformen am Fuße jeder Säule waren Stütze und sinnvolle Zierde zugleich. Sechzehn Windflügel, in der Nähe zu einem großen Windrad vereinigt, bildeten über der

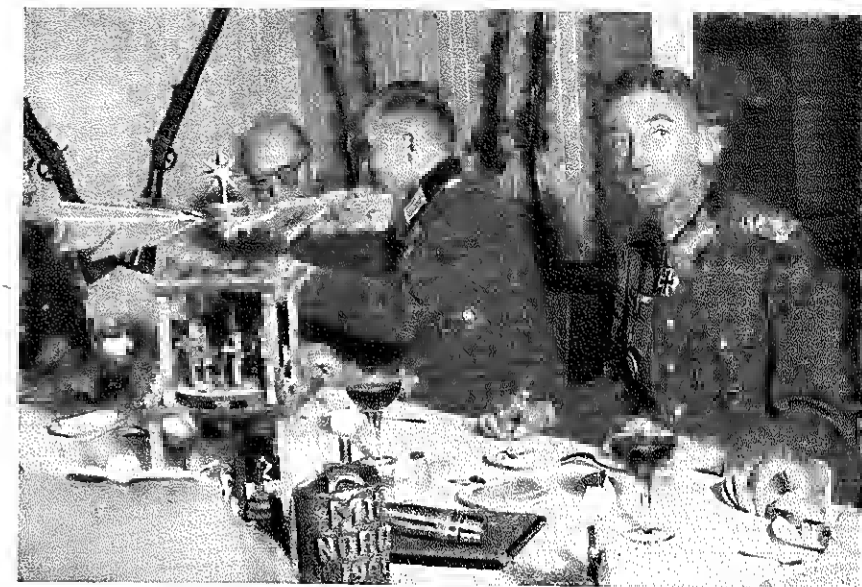


Abbildung 2.

Arbeit den Himmel, von dem der General selbst sagte, daß sinnbildlich unter ihm die kämpfende Front und die schaffende Heimat vereint wären. Aber dem Himmel thront die Sonne. Sie ist eine Holzfigur, in die in gleichen Abständen mit dem Bleistiftspitzer aus einem Rundstab geschnittene Spitzen eingezapft sind, so daß eine morgensternähnliche Strahlenfigur entstand. Den bewährten Schnitzern kam die Aufgabe zu, aus Rundstäben mit Messer und Sandpapier die menschlichen Figuren für die Pyramide zu „dreheln“ oder aus Brettern entsprechender Stärke Tiere herauszufügen und durch Schnitzen und Abschmirgeln plastisch zu formen. Die Figürchen fanden ihren Platz gut verteilt auf den Scheiben, die mit der Achse in das Klauengerüst eingefügt wurden. Die Achse dreht sich auf der Spitze einer Stopfnadel in dem Bohrloch eines Bleches, unter dem im Bodenbrett ein Glasstückchen liegt. Oben sind Windrad und Achse durch eine dicke Stridnadel verbunden, die in einem auf dem oberen Brett

eingelassenen Weilstück ein zweckentsprechendes Lager hat.

Am späten Abend des letzten Arbeitstages vor Weihnachten stand die fertige Pyramide vor den Werkenden. Unbeschreibliche Freude löste es aus, als sich durch die aufsteigende Wärme der brennenden Kerzen die Scheiben mit den Figuren erstmalig langsam in freisende Bewegung setzten.

Während der Weihnachtsfeier einer Einheit des Gebirgsjägerkorps am ersten Feiertage, zu der auch der Kommandeur erschienen war, wurde die Pyramide von Professor Walter dem General Dietl überreicht (Abb. 2). Die Überraschung und Freude des Generals war groß. In seinem Dank für diese prächtige Gemeinschaftsarbeit brachte der General zum Ausdruck, daß die Klause auf dem Weihnachtsfest ihn ganz besonders erfreut habe. Sie sei, von seinen Soldaten gefertigt, ein Stück aus dem Kampf im Norden und gehöre zu der Geschichte des Soldatenwinters in der Finnmärk.

Die Fundgrube

Hermann Harder: Der Eber.

Der Verfasser will einem wertvollen althochdeutschen Sprachdenkmal, dessen Bedeutung umstritten ist, aus dem germanischen Mythos einen Sinn geben, der es in einen großen Zusammenhang stellt. Es ist ein Versuch, den verlorengegangenen Mythos aus den einzelnen Bruchstücken auf wissenschaftlicher Grundlage dichterisch zu ergänzen.

Neffe der Deutsche, Vetter der Klosterschule zu St. Gallen, überlieferte um das Jahr 1000 in seiner „Medekunst“ Bruchstücke eines alten deutschen Gedichtes, darin ein ungeheurer Eber besungen wird:

Der heber gât in litun tregit sper in situn,
sin bald ellin ne lätet in vellin.
Imo sint fuoze fuodermäze,
imo sint burste ebenhö forste
unde zene sine zwelfelnige.

„Der Eber geht an der Seite [Abhang eines Berges] / trägt den Speer in der Seite.

Seiner Kraft Gewalt / gibt dem
Wunden Halt.

Es sind seine Füße / groß wie
Zuermäße.

Es sind seine Borsten / hoch wie
Forsten

Und seine Zähne / zwölf Ellen,
wie ich wähne.“

Viele gelehrte Männer haben zu raten gesucht, von welchem Eber das Lied derleihte, und manche haben an den goldborstigen Eber des Gottes Fro gedacht, der den freundlichen Gott schimmernd durch die Lüfte trägt; doch in Wahrheit kann nur jener riesenhafte Eber gemeint sein, von dem Bodans Krieger, die erschlagenen Helden, die er in Walhall um sich schart, zu essen pflegen. So aber dürfen

wir uns die Sage deuten, die einstmal unter den Menschen umging:

Bodan ist der wildeste aller Jäger. In mondlosen Nächten zieht er mit dem Gefolge seiner toten Krieger in stürmischer Jagd über die dunkle Heide und durch den stöhnenden Wald, auf geisterfahlem Schimmel reitet er voran. Im Winde flattert sein kurzer Mantel; um seinen dunklen Schlapphut, den er tief in die bleiche Stirn gedrückt hat, wütet Sturm. Seine beiden Wölfe „Geri“ und „Brefi“, das heißt „Tollkühnheit“ und „Kampfgier“, jagen wie schwarze Hunde mit heiserem Bellen glühäugig vor dem entfesselten Juge einher. Den Schuldbeladenen mag Verzweiflung packen, wenn zu mittlernächtiger Stunde Bodans wütendes Heer in einsamer Landschaft ihm entgegenbraust, aber Kinder, beherzte Männer und Frauen wissen, daß der Gott ihnen befreundet ist und die Geisterjagd über sie dahinjagen läßt, ohne ihnen ein Leid zu tun. Wenn der Sturm heult und morsche Äste zu Boden schmettern, dann breitet sich Fruchtbarkeit über Flur und Wald, die den Menschen zu Nütze wird. Unholde aber, die den Kindern des Göttervaters schaden wollen, werden getötet. Mit verdrehtem Genick oder abgerissenem Kopf findet man sie am Morgen auf der Spur des wütenden Heeres.

Einmal gab es einen riesigen Eber, mit Borsten, hoch wie junge Bäume. Niesen hatten ihn gezogen, den Leuten zum Harne. Er verwüstete die Ackerflur der Menschen, zertrat ihre Dörfer und spießte Männer und Weiber mit seinen gewaltigen Hauern. Da riefen sie Bodan, den Herrn der Götter, um Hilfe an, und zu nächstlicher Stunde brauste die wilde Jagd über die geschändeten Fluren. So mutig auch der Keiler war: als das spukhafte Heer des Totengebieters mit Sturmgeheul und Wolfesbellen einherbrauste, da wendete er sich zur Flucht, und die rasende Meute keuchte hinter ihm drein. Über Berge und Täler, Wälder

und Ströme ging die wilde Jagd. Felsbäche und Lawinen donnerten talwärts, Eichen knickten wie Kiefer, und Ströme traten verheerend über ihre Ufer. Häuser stürzten zusammen, und Dächer wehten durch die tosenden Lüfte.

Endlich, kurz vor Morgengrauen, war die Kraft des Gejagten erschöpft. Er hielt inne auf seiner letzten Flucht und reckte an einem Berghang seine verderbenbringenden, scharfspitzigen Hauer den Wölfen „Tollkühnheit“ und „Kampfgier“ entgegen, die ihm an die Kehle zu springen versuchten. Der Grimmige hätte ihnen tödlich die Bäuche zerschellt, doch da traf ihn Bodans Speer Gungnir in der ungedeckten Weiche und bohrte sich tief hinein. Blut drach hervor wie ein Bach. Dennoch hielt seine trotzigte Kraft ihn aufrecht, mochten auch die starken Beine zittern. So wütend hieb er mit seinen Hauern nach links und rechts, daß die furchtbaren Bodanswölfe vor dem Weidwunden zurückwichen.

Da sprang Balvater selbst von seinem schaumtropfenden Ross, glang mit entblößtem Schwert auf den Verfechter los und stieß ihm das Schwert in den zornigen Schlund, daß der Keiler zusammenbrach wie ein Berg. So ungeheuer alles der Gott sein Jagdhorn zum Zeichen des Sieges, daß die Menschen glaubten, das Gjallarhorn verkünde den Anbruch der Götterdämmerung; aber noch war die Stunde des Endkampfes fern.

Als die wilde Jagd dahingebraust war mit dem scharfzahnigen Keiler an der Spitze, da kam dem ersfindungsreichen Erreger des Krieges der Gedanke, das Heer in der Schlachordnung des Eberkeils aufzustellen. Seinen Vertrauesten unter den Heerführern der Menschen enthüllte er das Geheimnis, und so lange gab es ihnen den Sieg, bis die Kunde davon sich unter den Bodansöhnen ausbreitete und auch der Gegner sein Heer zum Eberkopf baute.

Bodan hatte den Eber getötet, der den Schützlingen Allvaters so viel Leid zugefügt. Doch er bewunderte den trotzigten Kampfgeist des riesigen Keilers. Daher wählte er das gewaltige Wildbret zum nie endenden Schmaus für seine Gefolgsleute in Walhall, auf daß mit dem Fleisch und Blute des Ebers auch die Kühnheit des Keilers in sie übergehe und sie stark mache für den Kampf zwischen Göttern und Niesen am Ende der Menschenwelt.

*

Hieb und Stich

„Klassische“ germanische Altertumskunde

Zu der Erwiderung, die H. Ruhn auf die Beurteilung des Buches „Germanische Altertumskunde“ durch D. Abel geschrieben hat („Germanien“ 1942, Seite 79–80), sandte uns D. Abel eine längere Entgegnung, in der er sich gegen den Vorwurf der schlüssigen Kritik und der Sinnentstellung verwahrt. Wir stellen dies fest, sind aber aus mehreren begreiflichen Gründen nicht in der Lage, die Auseinandersetzung, die mit Angriff und Verteidigung, bzw. Gegenangriff grundsätzlich abgeschlossen ist, erneut aufzurollen. Wir schließen daher die Auseinandersetzung, aus der sich unsere Leser im ganzen ein Bild von den verschiedenen Anschauungsweisen machen konnten, hiermit ab und überlassen es den Lesern, sich aus dem Für und Wider selbst ein abschließendes Urteil zu bilden.

Schriftleitung.

Die Bücherwaage

Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Arbeiten vom Oberheide Band I. Straßburg 1942, Hünenburg-Verlag, gebunden RM. 9.60.

Maurer stellen mancherlei unmittelbare Beziehungen des Alemannischen besonders des Schwäbischen zu nordischen Sprachen auf, und gleichzeitig wurde ihm die These von Bruno Schler von den volkstümlichen Zusammenhängen zwischen Ostgermanen und Ostgermanen bekannt. Das führte zu der Fragestellung, ob die erwähnten mundartlichen Beziehungen durch Vermittlung des ostgermanischen verstanden werden können oder aber durch unmittelbare Zusammenhänge, die in die gemein-germanische Zeit zurückreichen. Es wurde notwendig, die Gesamtfrage der germanischen Gruppen- und Verwandtschaftsbeziehungen zu überprüfen. Im Laufe dieser Untersuchungen löste sich für Maurer der Begriff des „Westgermanischen“ auf und er kam in gründlicher Auseinandersetzung mit den bisherigen Theorien und unter Heranziehung der Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung zu einer neuen Einteilung der germanischen Stämme. Während der erste Hauptteil seines Buches den stammeskundlichen Fragen gewidmet ist, bringt der zweite Hauptteil die Darstellung vor allem der sprachlichen und archäologischen Tatsachen. Dieser Teil liefert das Fundament. Im dritten Hauptteil sind dann einige Folgerungen aus den Ergebnissen gezogen. Maurer betont, daß er im Rahmen des vorliegenden Buches nur an einigen besonders eindrucksvollen Fällen bei-

spielhaft die Tragweite der Ergebnisse aufzeigen könne.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die neue Auffassung, die sich Maurer von der Einteilung des germanischen Volkes gebildet hat, dürfte besser begründet sein, als die bisherigen Einteilungen und seine kurzen Andeutungen über die Folgerungen aus seinen Ergebnissen zeigen bereits wie außerordentlich fruchtbar seine gründlichen sprachgeschichtlichen Untersuchungen für die Volkskunde sind. Die Übereinstimmungen zwischen Nordgermanen und Alemannen erklären sich als gemein-germanisches Erbe, das beiderseits unmittelbar in die gemein-germanische Zeit zurückführt. Diese Erklärung ist viel natürlicher und einfacher als die bisherige Annahme eines westgermanischen Zwischengliedes oder aber ostgermanischer Vermittlung. Zu den kurzen Andeutungen Maurers im Schlußteil mag noch ergänzend auf zwei Punkte hingewiesen werden. Der schwedische Luciabrauch wurde bereits immer in näheren Zusammenhang mit dem elsässischen Christlind gebracht, wobei man meistens an Entlehnung – sei es immer in welcher Richtung – dachte. Auch diese Frage wird durch Maurers Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang eingeordnet und man kann nun Urverwandtschaft des schwedischen und des alemannischen Brauches annehmen. Schließlich wird auch das Lichterbaum-Problem, über dessen Lösung noch keine Einigkeit herrscht, durch Maurers Ergebnisse in ein neues Licht gestellt. Das Buch von Maurer ist ein wesentliches Werk zur germanischen Altertumskunde wie zur deutschen Sprachgeschichte und Volkskunde. Es ist für die Erkenntnis der germanischen Überlieferungen am Oberrhein grundlegend.

Otto Huth.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Altheim, Franz: Germanen und Iranier	197	Möfvinger, Friedrich: Dreischalenbrunnen und Dreifußenbaum	167
Altheim, Franz: Germanen und Iranier (II)	239	Möfvinger, Friedrich: Seltsame Sternsingerbräuche	5
Altheim, Franz: Germanen und Iranier (Schluß)	277	Pesler, Wilhelm: Wit, Humor und Komik in der deutschen Volkskunde	313
Altheim, F. und Trautmann, E.: Die älteste Darstellung des Wodan	369	Plassmann, J. D.: Der Dreifußenbaum in der deutschen Mythik	161
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert	14	Plassmann, J. D.: „Der Toten Totenruhm“	337
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (II)	340	Plassmann, J. D.: Freudig wie ein Held zum Liegen	1
Bieder, Theobald: Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert	383	Plassmann, J. D.: Vom germanischen Kaisertitel	393
Bergg, Oskar: Die Sonnenbilder der Felsritzungen und ihre Vorbilder am nordischen Himmel	88	Plassmann, J. D.: Von der germanischen Totenrechnung	83
Breese, John: „Zwei Weihnachtsbriefe“ der Bischoffe von der Pfalz	425	Plassmann, J. D.: Wilhelm Teude	81
Verlag, Kurt: „Heilige“ oder zweckmäßige Eiden über Böhmen	143	Potraf, Hanns A.: Zweikampf und Schicksalsfindung	257
Glénarec, R.: Vom keltischen Mythos	301	Reinhart, Wilhelm: Hirschkübeln aus den westgotischen Reihengräbern Spaniens	24
Hermann, H. A.: Der Festschmuck holsteinischer Bauernhäuser	69	Saestel, Friedrich: Der altenglische Hallenbau	265
Hoeniger, Karl Theodor: Die Zauberrute vom Piperbüchel	357	Schleif, Hans: H-Ausgrabung Urstätt im Barthegau	431
Hunke, Waltraud: „Sie schufen das Schicksal“	409	Schneid, Karl: Das „Zweite Gesicht“ in der nordischen Saga	415
Huth, Otto: Vom Blisfeuer im germanischen Glauben	26	Stelzer, Otto: Die Kunst des Nordens und die Gegenströme ihrer Umwelt	185
Ittenbach, Max: Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volksliedes	229	Van der, D. J.: Niederländische Windeidahn und Reigentänze	122
Leuscher, Friedrich: Wozu diente die Sonnenwendwarte der Eggensteine?	348	Wandel, Carl D.: Germanische Sinnbilder im nordöstlichen Raum	244
Masen, Hermann: Das Museum für Dithmarscher Vorgeschichte in Heidehofstein	112	Wedinger, Alfred: „Zätsnacht und Zätsching“	61

Beigel, Karl Theodor: In Sand ge- streuete Sinnbilder	222	Salzraum Europas und des Indoger- manentums	208
Weinelt, Herbert: Die frühgeschicht- liche Behranlage im Forst Domnalche bei Lufanger (Voivre Inférieure)	290	Wolfram, Richard: Faschingsbräuche im Salzlammertgut	41
Wiesner, Josef: Der Ofen als Schick-		Joh. Eotnar J.: Die Ausgrabungen bei Moravany im Waagtal (Slowakei)	105

Die Fundgrube:

Emmerich, D.: Don - Donez - Donau	365	Hipf, Albert: „Die mich brennet, bete ich an!“	404
Graf, H. J.: Ein orientaltischer Augen- zeugenbericht vom Tode Friedrich Bar- barossa	192	Hipf, Albert: Eine volkstümliche Quelle über die Externsteine aus dem Jahre 1845	117
Hahn, Walter: „Nach Kreuz und Punkt!“	33	Horst, Karl: Tiroler Sagen und Me- loblen	329
Harber, Hermann: Der Eber	442	Möfänger, Friedrich: Alte Bilder mit Trojaburgen	363
Harber, Hermann: Held	156	Scheele, Hans: Die Verwendung des Notfeuers gegen Viehseuchen	155
Harber, Hermann: Zur Deutung des Namens Samfana	366	Sierkema, Klaes: Die Apfelpfrobe	30
Herrmann, H. A.: „Mühle“ und „Don- nerbesen“, zwei sinnbildhafte Steinsü- gungen am niederdeutschen Bauernhaus	331		

Aus der Landschaft:

Kellermann, Volkmar: Der Caseler Johanne	296	Beigel, K. Th.: Begegn. mit einem Reiter	326
Möfänger, Friedrich: Der Wilde Mann und die Schlange am Edbalken	76	Weinelt, Herbert: Ein Eichenbaum aus Nordmähren (Ostböhmenland)	328
		Winter, Heinrich: Radmähren	77

Brauchtum im Zeitgeschehen:

Greese, John: Ein Lichterbaum bei Dr. Ewen Hedin in der Wüste von Tibet 1906	437	Greese, John: Eine Weihnachtspyramide für Generaloberst Dietl	439
---	-----	--	-----

Hieb und Stich:

Ruhn, Hans: „Klassische“ germanische Altertumskunde?	79
„Klassische“ germanische Altertumskunde	443

Zwiesprache:

Stange, Alfred: Um den Schleswiger Dom	34
--	----

Erwecker der Vorzeit:

Plassmann, J. D.: Ludwig Schmidt 80 Jahre	264
Plassmann, J. D.: Hans Bauer	261

Die Bücherwaage:

Arndt, Ernst Moritz: Germanien und Europa (Huth)	39	Niederdonau, Natur u. Kultur (Erathulgg)	335
Engelmeier, Paul: Bauernkunst im Münsterland (Plassmann)	40	Pering, Bieger: Helmball, Kelglons- geschichtliche Untersuchungen zum Ver- ständnis der altnordischen Götterwelt (Huth)	300
Gehrle, Hans: Die Eligius-Sage (Muppel)	262	Perb, Eufanna: Das Wort „Nordisch“ (Plassmann)	408
Gauch, Hermann: Kalender und Brauch- tum (Plassmann)	334	Reil, Johannes: Die Externsteine als Denkmal mittelalterlicher Erdmü- keit (Fode)	195
Hoffmann, Joachim: Die spätheidni- sche Kultur des Memellandes (v. See- feld)	367	Reimold, Wilhelm: Die Sturnamen von Echterdingen (Plassmann)	119
Jacob-Griesen, K. H.: Urgeschichts- dien beiderseits der Niederelbe (Potras)	299	Schaffran, Emmerich: Die Kunst der Langobarden in Italien (Stange)	158
Kramer, Karl Sigismund: Die Ding- besetzung in der germanischen Über- lieferung (Hunte)	263	Sturm, Josef: Die Rodungen in den Forsten um München (v. Eitelburg)	120
Kubitschek, Rudolf: „Tief drin im Böh- merwald“ (Moser)	228	Sorrlani, Leonardo: Die fanatischen Inseln und ihre Urbewohner (Huth)	38
Lübke, Anton: Freundschaft mit selte- nem Handwerk (Kroeger)	160	Urbanek, Hans: Die frühen Flachgrä- berfelder Ostpreußens (v. Seefeld)	367
Maurer, Friedrich: Nordgermanen und Memannen, Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Etymolog. und Volkskunde (Huth)	444	Waldemann, Magnus: Unsere nordische Landschaft (Graf)	159
		Weigel, Karl Theodor: Sinnbilder in Niedersachsen (Schmann)	228

Demnächst erscheint:

DIE KRISE DER ALTEN WELT

Von Prof. Dr. Franz Altheim

Format 19,5 x 25,5 cm. 224 Seiten Text. 160 Seiten Abbildungen.

Die umwälzenden Ereignisse unserer Tage lassen erkennen, daß ein Weltalter vor seinem Abschluß steht und ein neues sich ankündigt. Dieser Zeit ist an geschichtlicher Tragweite wohl nur jenes Zeitalter zu vergleichen, das vor ein- einhalb Jahrtausenden die festgefügte antike Welt in ihren Grundfesten erschütterte und den Weg für die geistigen, seelischen und völkischen Kräfte freimachte, die unserem Mittelalter sein Gesicht gaben. So erhalten Kräfte, Ereignisse und Gestalten der spätantiken Welt in mancher Hinsicht wieder unmittelbare Lebensnähe. Franz Altheim weiß diese Kräfte in universalen Maßstäben aufzuzeigen: Der Gesichtskreis seiner Darstellung führt vom altrömischen bis zum chinesischen Reich, vom germanischen Norden bis nach Afrika. Das Werk erscheint in 3 Bänden. Die Besteller verpflichten sich beim Bezug dieses Bandes zur Abnahme aller 3 Bände.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM



Erimachen
kinderleicht
mit
Erimo

rohe oder gekochte
Früchte mit oder
ohne Zucker
in Zubindegläsern
und -gefäßen
Beutel 20 Pfg.

Hersteller: Erimo-Dortmund-Postfach 223-Ruf 34732

Hauptverleger: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pöhlertstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kasper & Callwey, München. Offsetdruck: J. P. Zimmer, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.